Politische und sociale Zustände der Negerrepublik Liberia

Autor(en): **Bütikofer, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **5 (1882-1883)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-321066

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Beilage Nr. 7.

Politische und sociale Zustände der Negerrepublik Liberia.

Vortrag, gehalten von Hrn. *J. Bütikofer*, in der Sitzung vom 26. Oktober 1882.

Um sich einen klaren Einblick in die verwickelten Bevölkerungsverhältnisse von Liberia machen zu können, ist es unumgänglich nöthig, die in viele Stämme vertheilte *eingeborne* Bevölkerung und die *aus Amerika eingewanderten* schwarzen und farbigen Ansiedler streng auseinanderzuhalten und gesondert zu betrachten. Da nun ausschliesslich diese Letztern die Republik gegründet haben und sich schon lange als die alleinigen Herren des Landes betrachten, so haben wir uns in Nachfolgendem auch allein mit diesen zu beschäftigen.

Die Liberianer

oder „Liberians", wie sie sich selbst nennen — oder Amerikaner, wie sie von den Eingebornen genannt werden, sind frei gewordene amerikanische Negersklaven und deren Nachkommen, zum Theil Mischlinge aller Schattirungen, die auf verschiedenen Plätzen der ehemaligen Pfefferküste, vorzüglich am Fusse der verschiedenen Vorgebirge und dem Unterlauf der Flüsse entlang Ansiedlungen gegründet haben, welche nun zusammen ein grosses Gemeinwesen, den Freistaat Liberia bilden.

Lange vor diesen Einwanderungen, als der Sklavenhandel noch florirte, war dieser Küstenstrich ein ergiebiges Ausfuhrgebiet für das damals in Amerika so sehr gesuchte „Ebenholz", und sowohl Spanier als Portugiesen hatten auf verschiedenen Plätzen dieser Küste ihre Dépôts. Später, als die englischen Kreuzer den Sklavenhändlern das Leben immer saurer machten, waren diese in den durch zahllose stille Creeks unterbrochenen Mündungsgebieten der Flüsse nicht um sichere Schlupfwinkel verlegen, wo sie ihre Waare verbergen konnten, bis sich ein günstiger Moment zur nächtlichen Einschiffung derselben darbot. Die Zerrissenheit zwischen den Negervölkern und die daraus entspringenden fortwährenden Kriege im Innern liessen es nie an neuer Zufuhr fehlen, und es bildeten sich nach und nach

landeinwärts hinter den Stationen der weissen und farbigen Sklavenhändler regelrechte Sklavenstrassen, auf denen fortwährend ganze Züge von Gefangenen — oft aus dem fernen Innern, mit dem jetzt längst jede Verbindung abgebrochen ist — durch Ketten und die berüchtigte Halsgabel gefesselt, der Küste zugetrieben wurden.

Jetzt hat freilich in diesen Gegenden die Ausfuhr von Sklaven gänzlich aufgehört und die frühern Sklavenfaktoreien sind verfallen, obschon im Innern die Sklaverei fortblüht und stets blühen wird, denn die Idee derselben ist unter den Eingebornen so tief eingewurzelt, dass weder Herr noch Sklave etwas Anstössiges daran finden können.

Der Sklavenhandel stand noch in voller Blüthe, als im Jahr 1816 in den Vereinigten Staaten durch edle Menschenfreunde die „Nordamerikanische Kolonisations-Gesellschaft" gegründet wurde. Diese stellte sich zur Aufgabe, den Unmassen frei gewordener Neger, die sich ohne Verdienst und angemessene Arbeit in den Vereinigten Staaten herumtrieben, Gelegenheit zu bieten, wieder in ihre afrikanische Heimat zurückzukehren.

Da es jedoch unmöglich war, jeden von ihnen in sein eigenes Vaterland zurückzusenden — nur die wenigsten wussten ihre engere Heimat anzugeben und hätten überdies, dort an die Küste gesetzt, elend verkommen müssen oder wären in erneute Sklaverei gefallen —, so fasste man den Plan, für alle zusammen auf irgend einem Strich der Westküste Afrikas eine Kolonie zu gründen, die durch enges Zusammenhalten sich am ersten gegen allfällige Anmassungen oder Feindseligkeiten von Seiten der Eingebornen schützen könne. Ueberdies versprach man sich ausserordentlich viel Gutes von dem sittlichen und civilisatorischen Einfluss einer solchen christlichen Negerkolonie auf die sie umgebenden barbarischen Eingebornen; ja Viele gingen in ihrer philantropischen Schwärmerei so weit, eine solche Kolonie als das *einzige* und *unfehlbare* Mittel zur Civilisation der afrikanischen Negervölker anzusehen.

Durch die Regierung der Union thatkräftig unterstützt, sandte das Komite Abgeordnete an die Küste von Sierra Leone, um dort sich nach einer zur Kolonisation geeigneten Gegend umzusehen. Diese Abgeordneten wählten als Terrain für die neue Kolonie die Insel *Sherbro*, etwas über 100 Meilen südöstlich von *Sierra Leone* vor den Mündungen mehrerer grosser Flüsse, wo sie durch Kauf ein bedeutendes Grundgebiet erwarben.

Der erste Versuch, dieses Gebiet durch farbige Kolonisten zu bevölkern, wurde im Jahr 1820 gemacht und war nicht besonders glücklich. Es erlagen schon während der ersten Monate nicht nur die drei Führer den Klimakrankheiten, sondern bis auf Einen alle

übrigen Weissen, nebst 22 von den 88 schwarzen Ansiedlern. Nach einigen weitern verunglückten Versuchen siedelte der Rest der Kolonie 1822 nach dem Kap Messurado an der Pfefferküste über, wo im Jahr zuvor von einigen eingebornen Fürsten ein Landstrich angekauft worden war, und gründete auf dem Rücken des genannten Vorgebirges unter vielfachen Anfechtungen von Seite der Eingebornen eine Stadt, die zu Ehren des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, *Monrovia* genannt wurde. Das neuerworbene Grundgebiet der Kolonie aber erhielt den Namen *Liberia.*

Obschon die junge und kleine Kolonie mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, entwickelte sie sich mit Hülfe der Vereinigten Staaten mehr und mehr. Jeder freiwillige Ansiedler erhielt nebst freier Ueberfahrt unentgeldlich ein Stück Land und ein solides Häuschen mit Plankenwänden und Schindeldach, sowie für die ersten Monate freie Provision. Fast alljährlich rückten neue Kolonisten an, die theils sich in Monrovia niederliessen, theils, freilich erst viel später, die Wasserläufe als die einzigen Verkehrswege benützend, landeinwärts an den Ufern des St. Paulo- und des Messuradoflusses Zucker- und Kaffeeplantagen anlegten, so dass gegenwärtig nicht allein die Ufergegenden am St. Paul, bis 20 Meilen weit von der Mündung zu den ersten Wasserfällen hinauf, sondern selbst grosse Gebiete hinter den letztern durch Kolonisten angebaut und bevölkert sind.

Immerfort suchte die junge Kolonie unter vortrefflicher amerikanischer Leitung neue Länderstrecken zu erwerben, und es war ihr nicht schwer, ihr Grundgebiet sowohl auf beide Seiten längs der Küste, als auch landeinwärts allmälig ganz bedeutend auszudehnen, bis sie im Laufe der Jahre das ganze Küstengebiet östlich von Sherbro bis hinunter zum Kap Palmas nominell inne hatte.

Eine der ersten civilisatorischen Gaben, mit denen die Eingebornen beglückt wurden, war der Branntwein, der ja auch als Pionier der Civilisation bei den Indianern so glänzende (!) Dienste geleistet hat. Wie dort, so fand dieses Getränk auch bei den Negern Anklang, und die Fürsten der verschiedenen Stämme liessen sich leicht überreden, für einige Fässchen Gin (Kornbranntwein) oder Rum die theilweise Abtretung ihres Gebietes an Liberia zu unterzeichnen, d. h. die für sie gemachte Unterschrift mit dem üblichen Kreuze zu versehen. Hatten sie ja doch, wie wir bald sehen werden, diesen Schritt in keiner Weise zu bereuen, da sie nach wie vor die Fürsten der eingebornen Bevölkerung blieben. Liberia hat sie bei diesen Abtretungen in ihren Stellungen als Regenten gelassen, kontraktlich aber bestimmt, dass sie für ihre Unterthanen der liberianischen Regierung verantwortlich sein und gegen die Kolonie keinen Krieg führen, noch die

Ansiedler auf sonst eine Weise schädigen sollten. Kein einziger aber dieser Häuptlinge kümmert sich um diese Verordnungen, und die verschiedenen Stämme verheeren ihre Gebiete gegenseitig mit Krieg und machen und halten Sklaven wie zuvor. Allen Eingebornen ist die Ansiedlerrepublik ein Dorn im Auge, und da diese nie im Stande gewesen ist und nie sein wird, die Stämme der Eingebornen im Zaum zu halten, so lachen einem diese letztern in's Gesicht, wenn man auf Reisen im Innern bei allfälligen Differenzen mit dem liberianischen Gouvernement droht.

So lange die Kolonie unter der sorgfältigen Leitung der amerikanischen Gesellschaft, mit einem Weissen als Gouverneur an der Spitze, stand, blühte sie sichtlich auf. Es wurden Volksschulen gegründet, und in Morovia entstand das noch jetzt mit amerikanischer Unterstützung bestehende „*College*“, eine höhere Unterrichtsanstalt mit schwarzen Professoren als Lehrer, die neben den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern sich besonders auf Sprachen, namentlich Griechisch, Latein und Arabisch, zu verlegen scheinen. Der lebhaft aufblühende Handel dehnte sich weit über das Innere hin aus und hatte sich die Quellen der reichen Mandingo-Hochebene erschlossen, deren Erzeugnisse an Vieh, Pferden, Reis, Baumwolle und Zeugen, sowie Palmöl, Palmkerne, Elfenbein und Goldstaub den Markt in Monrovia füllten.

Im Jahr 1847 fühlte sich endlich die Kolonie kräftig genug, um auf eigenen Füssen zu stehen und erklärte sich als eine selbständige, von der Union unabhängige Republik, die bald von allen europäischen Staaten, aber erst 1857, also 10 Jahre nach ihrer Gründung, auch von Amerika anerkannt wurde, und gab sich eine Verfassung nach amerikanischen Prinzipien. An ihrer Spitze steht ein Präsident mit Exekutivgewalt und eine gesetzgebende Versammlung, zusammengesetzt aus Senat und Repräsentantenhaus. Sitz der Regierung ist Monrovia, und Englisch die herrschende Landessprache.

Die wichtigsten Grundzüge der Konstitution sind: Vollständige Glaubens- und Gewissens-, Rede- und Pressfreiheit, unentgeldlicher Jugendunterricht, und vor Allem die Bestimmung, *dass niemals ein Weisser in Liberia weder Grundbesitz erwerben, noch ein Staatsamt bekleiden dürfe.*

Wenn wir uns in die damalige Situation der neugegründeten Republik hineindenken, wenn wir nicht vergessen, dass zu jener Zeit die Sklaverei noch in voller Blüthe stand, und dass die auf verschiedenen Plätzen der Küste stationirten Sklavenhändler die Eingebornen fortwährend gegen die Kolonie zu Feindseligkeiten anhetzten, dann lässt sich der Enthusiasmus, mit welchem gerade dieser

Artikel in die Konstitution aufgenommen wurde, begreifen, obschon derselbe, wie wir später sehen werden, für das liberianische Gemeinwesen noch verhängnissvoll zu werden verspricht.

Unter der Leitung einiger einsichtsvoller, energischer Männer, wie *Roberts,* dem ersten Präsidenten und seinem Nachfolger *Benson*, marschirte die junge Republik gut vorwärts. Jeder einzelne Bürger war mit Freuden bereit, sein Scherflein zum Besten des Gemeinwesens beizutragen, und so entstand denn fast ohne Anstrengung eine kleine Armee und eine Flotte, indem einige kleine liberianische Handelsfahrzeuge in Kriegsschiffe umgewandelt wurden, und auf dem westlichsten Vorsprung des Vorgebirges Messurado, dicht bei dem Leuchtthurm, wurde eine Art Festung errichtet, auf der noch heute 7 eiserne Feldschlangen herumliegen und gelegentlich die Salutschüsse fremder Kriegsschiffe erwidern.

Die Immigration aus Amerika nahm um diese Zeit des Aufschwungs stetig zu, und mit ihr hielt auch die Erweiterung der Landesgrenzen gleichen Schritt. Grosse Ländereien — das ganze Küstengebiet im Westen von Monrovia bis hinauf zu dem hinter der Insel Sherbro mündenden „*Big Boom River*", umfassend die Mannah-, Gallinas- und Cassa-Territorien — wurden unter der Präsidentschaft Roberts durch Kauf von den betreffenden Negerfürsten erworben. Im Westen, 45 Seemeilen von Monrovia, wurde am Fusse des *Grand Cape Mount*-Gebirges, am Abfluss des grossen und schönen *Fishermanlake*, die Niederlassung *Robertsport* gegründet, die sich ihrer schönen Lage an einer guten Rhede und im Mündungsgebiete einiger bis ziemlich weit in's Innere befahrbaren Wasserläufe wegen vortrefflich zu einem Handelsplatze eignet, und im Osten entstanden die Ansiedlungen von *Grand Bassa (Edina* und *Buchanan*) am *St. Johns River,* weiter unten *Sinoe*, und *Harper* am *Cap Palmas.* Als dann im Jahr 1857 die östlich vom *Cap Palmas* gelegene, 1834 auf ähnliche Prinzipien wie Liberia gegründete Schwesterrepublik *Maryland* mit ersterer vereinigt wurde, war das Grundgebiet Liberia's zu seiner heutigen Gestalt abgerundet, so dass es gegenwärtig das ganze Küstengebiet von der Insel Sherbro im Nordwesten bis etwas über das Kap Palmas hinaus im Südosten umfasst, einen Landstrich, der, landeinwärts wohl auf der Karte, in Wirklichkeit aber nichts weniger als scharf abgegrenzt ist. Er wird politisch eingetheilt in die vier Counties (Grafschaften) *Montserrado* (mit Einschluss von Grand Cape Mount), *Grand Bassa*, *Sinoe* und *Cap Palmas* (mit Einschluss von Maryland), von denen jede zwei Vertreter in den Senat zu senden berechtigt ist. — Indessen ist durchaus nicht der ganze Küstenstrich

durch liberianische Ansiedler bevölkert, da diese sich fast ausschliesslich um Hafenplätze und den Unterlauf der grössern Flüsse konzentriren. Die ganzen grossen Urwaldgebiete und Hochflächen des Innern, und sogar von den Küstengegenden grosse Strecken, sind bis dahin gänzlich den Eingebornen überlassen, was nur gar zu oft schon Anlass zu fatalen Verwicklungen gegeben hat, weil die Republik, wenigstens in ihrem jetzigen Zustande, zu schwach ist, vorkommenden Falls gegenüber den Eingebornen energisch aufzutreten.

Seit den ersten Jahren nach der Unabhängigkeitserklärung ist es mit Liberia stetig zurückgegangen, und daran ist nicht wenig das schon erwähnte Abschliessungsprinzip gegen die Weissen schuld. Statt Letztere hereinzuziehen und durch verständige, loyale Gesetze zu ermuntern, ihre Intelligenz und ihr Kapital der Ausbeutung der unerschöpflichen, zum grössten Theil brach liegenden Schätze des Landes zuzuwenden, wodurch die Einwohner sowohl als auch der Fiskus ganz erheblich gewinnen würden, ist man im Gegentheil ängstlich bemüht, dieselben möglichst fern zu halten. Statt den weissen Kaufleuten zu erlauben, auf allen Landungsplätzen der Küste Handel treiben zu dürfen, hat man denselben in jüngerer Zeit alle Häfen bis auf fünf*) geschlossen! War schon früher allen fremden Kaufleuten streng verboten, landeinwärts Faktoreien anzulegen, so wurde nun durch dieses neue Gesetz für den liberianischen Handelsstand, der wegen seiner Armuth ganz von den weissen Kaufleuten abhängig ist, ein konkurrenzloses Gebiet für den Zwischenhandel geschaffen, auf dem er sein Ausbeutungsprincip den Eingebornen gegenüber auf die Spitze treiben konnte. Die Folgen davon liessen nicht lange auf sich warten. Der Handel mit dem Binnenlande, sowie auf den geschlossenen, jetzt nur noch dem liberianischen Zwischenhandel zugänglichen Küstenplätzen erlahmte, da die Eingebornen es bald müde wurden, sich von den Zwischenhändlern aussaugen zu lassen; die Ausfuhr von Landesprodukten nahm rasch ab, und mit ihr natürlich auch die Einnahmen des Staates, welche fast ausschliesslich auf Zölle und Handelslizenzen angewiesen sind. Dadurch, sowie auch infolge der stetigen Guerillaskriege zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingebornen hat die Produktionsfähigkeit des Landes stark gelitten. Der Handel mit der reichen Mandingo-Hochebene im Innern ist aus dem gleichen Grunde gänzlich abgebrochen, und das Land, das fast ohne Anstrengung reich sein könnte, verarmt mehr und mehr.

*) Grand Cape Mount, Monrovia, Bassa, Sinoe und Kap Palmas, in neuester Zeit wurde indessen noch ein sechster, am River Cess oder Cestos, zwischen Grand Bassa und Sinoe, dem Fremdhandel geöffnet.

Die *Finanzen* des Landes sind gegenwärtig durch langjährige Misswirthschaft vollständig zerrüttet. Liberia hat das amerikanische Münzsystem angenommen, doch besteht sein eigenes Metallgeld nur aus kupfernen Ein- und Zweicentstücken, die es ausser Landes prägen lässt. Es cirkulirt jedoch viel amerikanisches und auch etwas englisches Silber, von dem aber in den Gegenden westlich von Monrovia vieles dem Verkehr entzogen wird, indem die Eingebornen, besonders die Vey's, dasselbe zu Schmuckgegenständen verarbeiten. Ueberdies ist auch etwas englisches Gold im Umlauf, das jedoch nur höchst selten über die Hafenplätze hinaus gelangen dürfte.

Um dem stark fühlbaren Mangel an cirkulirender Münze abzuhelfen, hat die liberianische Finanzverwaltung schon seit vielen Jahren Papiergeld ausgegeben, das bis gegen Ende des letzten Decenniums stets seinen vollen Kurs behielt. Als aber später, um die immer schlimmer werdende Finanznoth des Staates zu heben, das Papiergeld beträchlich vermehrt wurde, sank es rasch beinahe auf die Hälfte seines Nominalwerthes herunter.

Um der gedrückten Finanzlage des Landes noch den Rest zu geben, kommt nun die in 1886 bevorstehende Abzahlung der Staatsschuld an England und eine von dem gleichen Lande gemachte Forderung einer alten Kriegsentschädigung. Da diese beiden düstern Punkte am liberianischen Horizont die jetzt herrschenden dortigen Zustände und zugleich die englische Annexionspolitik in eigenthümlicher Weise illustriren, so verdienen sie wohl hier etwas näher beleuchtet zu werden, umsomehr, als eine bevorstehende, über Liberia hereinbrechende Katastrophe die Aufmerksamkeit Europa's mehr als jetzt diesem Lande zuwenden dürfte.

Um dem daniederliegenden Handel und Verkehr etwas aufzuhelfen und sich die Mittel zur bessern Ausbeutung der Reichthümer des Landes zu verschaffen, schloss die liberianische Regierung im Jahr 1871 in England eine Anleihe von 100,000 Pf. St. oder einer halben Million Dollars ab, verzinsbar zu 7 %, rückzahlbar in 15 Jahren mit einer gewissen jährlichen Amortisation und der Bedingung, dass vor der gänzlichen Rückzahlung der Summe durch Liberia keine neue Anleihe anderwärts geschlossen werden dürfe. Nach Abzug der für zwei Jahre im Voraus zu bezahlenden Zinsen, Provisionen der Agenten, Reisekosten und anderer Auslagen der beiden liberianischen Abgeordneten und Fracht der Anleihesumme etc. blieb von den £ 100,000 kaum viel mehr als die Hälfte übrig. — Dieses Kapital wurde nur zum Theil in Baar, der Rest aber in Handelswaaren geliefert; denn die englischen Kontrahenten konnten

es sich nicht nehmen lassen, bei dem ohnehin guten Geschäft nebenbei noch ein kleines Profitchen zu machen.

Der damalige Präsident der lib. Republik, S. Ex. *J. E. Roye*, der persönlich die Anleihe in England geschlossen hatte, wurde, mit der ersten Rate der Anleihe nach Monrovia zurückgekehrt, der Unterschlagung eines grossen Betrages dieser Summe angeklagt, von seiner Stelle entsetzt und mit seinem Sohne ins Gefängniss geworfen. Sein Haus aber wurde auf die roheste Weise geplündert, wobei selbst einige Morde vorfielen, die nachher nie bestraft wurden. Das mitgebrachte Geld aber wurde durch die Meuterer in Beschlag genommen und unter sich vertheilt oder auf unsinnige Weise verschleudert. Ich habe in Monrovia viel über diese düstere Geschichte sprechen hören, und ruhig denkende Leute scheinen von der Unschuld des abgesetzten Präsidenten überzeugt zu sein. Mr. Roye, von der aufgeregten Masse das Schlimmste befürchtend, flüchtete aus dem Gefängniss, um mit eigenen, in der Eile zusammengerafften Mitteln — er hatte ein grosses eigenes Vermögen — auf einen englischen Dampfer zu entkommen, der eben auf der Rhede lag. Als er aber zur Nachtzeit in die See sprang, um durch Schwimmen an ein ausserhalb der Brandung für ihn bereitliegendes Boot zu kommen, wurde er — wie es heisst, weil er sich zu schwer mit Geld beladen hatte — von der Brandung verschlungen und ertrank.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (*Secretary of States*) *Hon. W. H. Johnson*, der später mit einer zweiten Rate der Anleihe ankam, empfing schon in Sierra Leone Bericht über die Wirren in Monrovia und das Vorhaben, auch ihn bei seiner Ankunft zu verhaften. Er wendete sich deshalb an den Kapitän des Dampfers, um ihn im Nothfall in Schutz zu nehmen, und erhielt von diesem die Versicherung, dass ihm, so lange er an Bord sei, also unter englischer Flagge sich befinde, kein Leid geschehen solle. So kam man auf die Rhede von Monrovia. Kaum lag aber das Schiff vor Anker, als bereits eine ganze Meute von Liberianern angerudert kam, an Bord kletterte und Johnson gefangen nehmen wollte. Gerade darauf hatte aber der wackere Kapitän gewartet, winkte seine bereit stehenden Matrosen herbei und liess die ganze Bande, so weit sie sich nicht schnell in ihr Boot zurückziehen konnte, über Bord werfen und darauf die Anker lichten. Johnson aber fuhr unter dem Schutze der englischen Flagge mit dem mitgebrachten Gelde nach San Paulo de Loanda hinunter, von wo aus er nach Monrovia schrieb, dass er das Geld nicht eher bringe, als bis er eine schriftliche Erklärung habe, dass man ihn unbehelligt lassen wolle. Nachdem ihm dies zugesichert war, kam er zurück, wurde

aber dennoch gefangen gesetzt, nachher jedoch wieder freigelassen. Die geliehene Geldsumme aber wurde zum grossen Theile ihrem Zweck entfremdet, so dass nur wenig davon an die verschiedenen Counties zur Hebung von Handel, Verkehr und Landbau vertheilt werden konnte.

Seither wurden an England weder Zinsen bezahlt noch Kapital amortisirt, und wenn über 4 Jahre (1886) der Termin zur völligen Tilgung der Schuld verstrichen sein wird, dann dürfte sich Liberias Zukunft düster genug gestalten — oder England müsste eben nicht England sein!

Dass Liberia diese Schuld nie zurückzahlen kann, liegt auf der Hand, auch ohne dass man die Resultate der Staatsrechnung zu Rathe zu ziehen braucht. Diese zeigten für die letzten Jahre eine jährliche Einnahme von 85,000 Dollars in halbentwerthetem Papiergeld, während denselben eine jährliche Ausgabe von 120,000 Doll. gegenüberstand. Dieser Zustand hoffnungslosen Bankerotts schwebt wie ein drohendes Ungewitter über der Existenz dieser afrikanischen Musterrepublik, und nicht nur die beiden betheiligten Parteien, sondern auch Unbetheiligte sehen mit Spannung der drohenden Katastrophe entgegen.

Doch dies ist noch nicht alles. Schon seit 20 Jahren bestehen Differenzen zwischen England und Liberia betreffs der definitiven Grenzregelung im Nordwesten der Republik. Die Sachlage ist kurz folgende:

Liberia hat, wie schon früher gesagt, unter dem Präsidenten Roberts die Manna, Gallinas und Cassa-Territorien von eingebornen Fürsten erworben, aber dieselben, weil es sie zur Kolonisation nicht direkt nöthig hatte, wie noch so manchen andern Landstrich bis jetzt gänzlich den Eingebornen überlassen. Seither haben sich aber in diesen an die englischen Besitzungen grenzenden Gebieten englische Kaufleute aus Sierra Leone, unter andern am Solyman (Sulymah)- und Manna-River niedergelassen, wo sie, da die liberianische Regierung dort keine Zollstationen angelegt hat, zoll- und licenzfrei mit den Eingebornen Handel treiben konnten und infolge dessen glänzende Geschäfte machten.

In jener Zeit schon, wie noch heute, bestanden zwischen den Gallinas-Stämmen und dem mit Liberia befreundeten Vey-Stamme blutige Feindschaft, wobei die gemietheten Räuberhorden der erstern in das Gebiet der Vey's einfielen, sengten und plünderten und die Einwohner als Sklaven wegschleppten, den liberianischen Binnenhandel schädigten und sogar die liberianische Niederlassung in Grand Cap Mount bedrohten. Da alles Parlamentiren zu keinem

befriedigenden Ende führen wollte, entschloss sich endlich die liberianische Regierung radikal zu Werke zu gehen und, statt blos in der Defensive zu verharren, die rebellischen Urheber des Krieges, die Gallinas, resp. Fürst Mannah, zur See in seinem eigenen Lande — oder besser auf dem an Liberia abgetretenen Gebiete — anzugreifen. Zu einem selbständigen Vorgehen sich jedoch zu schwach fühlend, griff die Regierung zu dem schon öfters angewendeten Mittel, die Vereinigten Staaten um Zusendung eines Kriegsschiffes zu bitten. Der Gouverneur von Sierra Leone wurde von dem geplanten Unternehmen rechtzeitig in Kenntniss gesetzt, um den englischen Handelsleuten auf dem voraussichtlichen Operationsgebiet Gelegenheit zu bieten, ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen.

Nach Ankunft des amerikanischen Kriegsschiffes „*Tyconderoga*", fuhr man an besagte Küste, und unter dem Feuer der Geschütze, worunter einige Gattlingkanonen, wurden die liberianischen Truppen gelandet. Fürst Mannahs Krieger aber, als sie sahen, dass unter solchen Umständen Gegenwehr unmöglich sei, hatten bereits den kleinen Küstenplatz, den sie besetzt hielten, in Brand gesteckt und sich in die Sümpfe zurückgezogen. Die liberianischen Truppen, fürchtend, in dem waldigen und sumpfigen Terrain in einen Hinterhalt gelockt zu werden, fanden es gerathener, wieder umzukehren ohne die weiter landeinwärts gelegene, befestigte Hauptstadt des Fürsten Mannah erreicht zu haben. Bei dem Brande des vorerwähnten Küstenplatzes, wo sich englische Händler niedergelassen hatten, wurde ein diesen gehörendes Quantum Palmöl und Palmkerne zerstört, da erstere unterlassen hatten, dieselben rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Dies geschah im Jahre 1871.

Seitdem dauerten die Unterhandlungen wegen der englisch-liberianischen Grenzregelung fort, ohne zu irgend einem Abschluss zu kommen; des Einfalls der Liberianer in den Mannah-Distrikt wurde jedoch nie officiell erwähnt.

Letzten Frühling nun (20. März 1882) erschien mit der kolonialen Yacht „*the Prince of Wales*", begleitet von einem Kanonenboot, der Gouverneur von Sierra Leone, S. Ex. *Havelock* als ausserordentlicher englischer Bevollmächtigter, um wie es hiess, die Grenzregelungsfrage *(Boundary question)* einmal zum Abschluss zu bringen und zugleich einige andere Dinge zu besprechen. Bei den nun folgenden Verhandlungen mit dem dermaligen Präsidenten *Gardner* stellte es sich nun heraus, dass der englische Botschafter im Namen seiner Regierung für in dem liberianischen Feldzuge von 1871 gegen Fürst Mannah mehreren englischen Unterthanen zugefügten Schaden einen Schadenersatz von 42,000 Dollars verlange. Ferner forderte

er im Namen eines gewissen Mr. *Harris*, eines weissen engl. Unterthans und Faktoreibesitzers in den fraglichen Territorien, 50,000 Dollars Schadenersatz. Dieser Mr. Harris, der sich mit verschiedenen Fürsten der schon genannten Gebiete durch Heirath mit ihren Töchtern verschwägert hatte und dadurch grossen Einfluss auf sie besass, gab sich schon seit Jahren alle erdenkliche Mühe, den Hass der Gallinasfürsten gegen Liberia zu schüren und sie zu neuen Einfällen auf liberianisches Gebiet anzuspornen. Dieser Hass von Seiten Harris' gegen Liberia hatte seinen Grund darin, dass ihm, der schon lange vor 1871 Waaren auf eigenen Fahrzeugen in liberianischen Häfen einschmuggelte, solche mehrmals von der liberianischen Douane konfiszirt wurden. Bei einer derartigen Gelegenheit hatte ein englisches Kriegschiff, durch Mr. Harris aufgefordert, ein solches erbeutetes Schmuggelfahrzeug mit Gewalt aus einem liberianischen Hafen weggeholt. Für solchen bei seinem Schmuggelgeschäft erlittenen Schaden war er so frech, von der liberianischen Regierung lange hintendrein — es war ja jetzt eine günstige Gelegenheit — obgenannte Vergütung zu verlangen, und der engl. Bevollmächtigte entblödete sich nicht, die Interessen von Harris zu verfechten. Nachdem die darüber gepflogenen Verhandlungen das Unrecht von Mr. Harris klargelegt hatten, liess jedoch Havelock die betreffende Forderung fallen. Nun aber forderte er ganz bestimmt im Namen Ihrer Majestät der Königin Viktoria, dass S. Ex. Gardner, Präsident von Liberia, gegen Quittirung der 42,000 Doll. auf alle allfälligen Rechte Liberias auf die Gallinasländer bis zum *Marfa River* hinunter bei Grand Cap Mount Verzicht leisten oder aber im Weigerungsfalle die fragliche Summe sofort entrichten solle.

Der Standpunkt des Präsidenten war ein schwieriger. Geld war wie gewöhnlich nicht vorhanden, und Grundgebiet abtreten wollte und konnte er nicht. Der englische Botschafter, der jedes Verlangen nach einem europäischen Schiedsgericht zurückwies, stellte aber sein Ultimatum so dringend, und die beiden Kriegsschiffe, die ihn nach Monrovia gebracht, schauten so drohend von der Rhede herüber, dass Präsident Gardner endlich nothgedrungen, unter Vorbehalt der Genehmigung des Aktenstückes durch den Senat, einwilligte und unterzeichnete. Hierauf zogen die Engländer ab.

Die Aufregung in Monrovia während dieser Tage war furchtbar. Meetings wurden nach diesem verhängnissvollen Tage noch spät in der Nacht gehalten und der Präsident, von dem das Gerücht ging, als habe er rückhaltlos in die verlangte Gebietsabtretung eingewilligt, fürchtete bei dem Volksauflauf vor seinem Hause für seine persönliche Sicherheit.

Der bald darauf einberufene Senat erklärte, ohne die Zustimmung des Repräsentantenhauses keine Gebietsabtretung ratifiziren zu können und verschob demgemäss die Verhandlungen bis zur nächsten ordentlichen Session der Gesetzgebenden Versammlung (Ende 1882). Dem Präsidenten aber gab er Weisung, im Falle die englische Regierung die entgegen allem Völkerrecht verlangte Schadenvergütung erpressen wollte, unter keinen Umständen weder die Schuld anzuerkennen, noch in eine Gebietsabtretung zu willigen und bei Anwendung von Gewalt englischerseits feierlich zu protestiren und an alle christlichen Nationen der Welt zu appelliren.

Nachdem Gouverneur Havelock*) in den Gallinasländern durch seine Agenten für eine Gebietsabtretung an England hatte wühlen lassen, landete Seine Excellenz am 30. März, also einige Tage nach seiner Rückkehr von Monrovia, in Sulymah, wohin er sofort die Gallinasfürsten zusammenrufen liess, um einen ihnen vorgelegten Abtretungskontrakt über dasselbe Küstengebiet, auf das, wie bereits gesagt, Liberia schon ältere Ansprüche hatte, unterzeichnen zu lassen. Die Fürsten waren durch die Agenten so vortrefflich vorbereitet und die englischen Goldstücke glänzten so verlockend von dem Tische des Gouverneurs herüber, dass die meisten Negerfürsten, durch ihren Glanz geblendet, unterzeichneten, ohne die Tragweite dieses Schrittes genau zu kennen. Der eine dieser Fürsten, *Jiah***) von Mannah Rock — so erzählt ein Berichterstatter in einer Nummer des „Observer", — forderte einen Tag Bedenkzeit. Der Gouverneur aber erklärte voll Entrüstung über dieses Zaudern, er habe zum Warten keine Zeit, und wandte sich zum Gehen. Einer der Agenten aber drückte dem Unschlüssigen die Feder in die Hand und gab derselben einen Stoss, worauf er erklärte, Jiah habe nun unterzeichnet.†) Laut diesem famosen Dokument, das übrigens erst noch von der englischen Regierung genehmigt werden muss (!) wäre nun das ganze Küstengebiet von Sherbro hinunter bis zum Mannah River auf eine Breite von $1^1/_3$ engl. Meilen von der Strandlinie landeinwärts an England abgetreten, und wenn die

*) Die oben beschriebenen Vorgänge ereigneten sich während meines Aufenthaltes in Monrovia kurz vor meiner Rückkehr nach Europa; die nun folgenden Angaben aber, soweit sie auf die Grenzregelungsfrage Bezug haben, entnehme ich aus den seit meiner Rückkehr erhaltenen Nummern des in Monrovia erscheinenden „Observer"; ich kann somit nicht weiter für deren völlige Richtigkeit einstehen, obschon mir dieselben als durchaus glaubwürdig erscheinen müssen.

**) Spr. Dschaiah.

†) „Observer" 1882, Nr. 10.

englische Regierung für gut findet, den Vertrag zu ratificiren, dann mag Liberia zusehen, wie es zu seinem Rechte gelangt.

Trotz alledem sucht jedoch England die Sache auf friedlichem Wege zu ordnen. Ungefähr um Mitte Juni kam nämlich wieder ein englisches Kriegsschiff nach Monrovia mit Botschaftern, die wegen der Gebietsabtretung noch einmal unterhandeln sollten. Diese reduzirten die frühere Forderung auf eine Abtretung des fraglichen Gebietes bis zum Mannah River, und verlangten im Weigerungsfalle sofortige Bezahlung der mehrerwähnten Kriegsentschädigung, schienen somit nicht auf die im December stattfindende Zusammenkunft der Legislative warten zu wollen. Eine in der Eile zusammengerufene Notabelnversammlung in Monrovia erklärte jedoch bestimmt, die Schadenersatzforderung nicht anerkennen zu wollen und ebensowenig in eine Abtretung von Grundgebiet zu willigen.

Im Grunde kann man diesen liberianischen Patrioten wegen ihrer Weigerung auch nicht zürnen, denn ich glaube kaum, dass, wenn diese schwebende Frage einem unparteiischen Urtheil unterbreitet würde, die Engländer so ohne Weiteres Recht bekämen.

Die gegenwärtige Stimmung in Liberia, und zwar gerade in Monrovia, das doch im Weigerungsfalle am meisten unter dem englischen Drucke, wenn nicht gar unter einem Bombardement, zu leiden hat, spricht sich am besten in einem nach liberianischer Art etwas bombastisch gehaltenen Artikel des mehrgenannten „Observer“ aus, von dem ich hier zur Charakteristik ein Bruchstück in Uebersetzung wiedergebe:

„..... Der verständige Leser weiss, dass eine dauernde Civili„sation allein von bewohnten Centren ausgehen kann, und dass das „System, den eingebornen Völkern Handelsnester aufzudringen, allein „zu deren anhaltender Schädigung und endlicher Vernichtung führen „kann. So schwach zu sein nun auch Liberia in den Spalten des „„*Reporter*“ *) dargestellt wird, so hat es doch viel grössere Aus„sicht auf die Civilisation dieser Völker, als die brittische Nation. „Innerhalb 60 Jahren hat Liberia einen Theil West-Afrikas erworben „und theilweise civilisirt. *Diese Thatsache ist eines der wundervollsten „Ereignisse des 19. Jahrhunderts.* Die Liberianer sind stolz auf ihr „erbliches Grundgebiet und fühlen sich moralisch verpflichtet, dieses „stolze Erbe ihren Enkeln und den Millionen von Negern, die stets „noch im Exil verweilen, ungeschmälert zu überliefern. Sie können „nicht zugeben, dass der ursprüngliche Zweck der Gründung Liberia's

*) Eine in Freetown (Sierra Leone) erscheinende Zeitung, das Organ des englischen Gouverneurs.

„zu Gunsten der Handelsinteressen von Sierra Leone leichtsinnig „aufgegeben werde. England verlangt zu viel. Den Vorschlägen „von Gouverneur Havelock nachzugeben, wäre *nationaler Selbstmord.* „Unser Volk fühlt dies denn auch Land auf und ab und würde lieber „Liberia durch englische Waffen verwüstet sehen, als solche Konzes- „sionen machen. Die *Macht* Englands mag das *Recht* Liberias dar- „niedertreten — vernichten lässt sich die Wahrheit nicht!"

(Observer 1882, Nr. 7, 27. April 1882.)

Wenn ich vorhin erklärte, dass dieser Artikel etwas bombastisch gehalten sei, so habe ich auch den Nachweis dafür zu liefern. — Es war von jeher die Tendenz Liberias, auf seine civilisatorische Thätigkeit unter den Eingebornen zu pochen, und es ist stolz auf die Thatsache, auf einer Küstenlinie von 600 *miles* den Sklavenhandel ausgerottet zu haben. Wie wenig es aber in Wirklichkeit zur Unterdrückung des Letztern beigetragen hat, das könnten am besten die Offiziere der vor der Küste kreuzenden englischen Kanonenboote beweisen. Wie kann man auch verlangen, dass ein Land, das zur Unterdrückung selbst des geringsten Aufstandes von Seiten der Eingebornen ein amerikanisches Kriegsschiff zu Hülfe rufen muss, die Ausfuhr von Sklaven auf nur durch Eingeborne bewohnten Küstenstrichen unterdrücken soll? Ist es ja nicht einmal im Stande, selbständig den Strandraub auf seinem Gebiete zu unterdrücken.

Im Jahr 1880 strandete ein deutscher Dampfer an der Kruküste zwischen Sinoe und Cap Palmas. Die Mannschaft war so glücklich, sich in den Booten retten zu können, wurde jedoch, bevor sie die Küste erreichen konnte, von Eingebornen aus Nanna Kroo und einigen benachbarten Negerdörfern angefallen, nackt ausgezogen und aller ihrer Habseligkeiten beraubt. Halb verhungert und von der Sonne verbrannt kamen die Unglücklichen dem Strande entlang nach Sinoe, wo sie in der dortigen Hamburger Faktorei freundlich aufgenommen, gekleidet und mit dem Nöthigsten zur Heimreise versehen wurden. Da die liberianische Regierung nicht im Stande war, gegenüber Deutschland die verlangte Genugthuung zu leisten, d. h. die Strandräuber gebührend zu bestrafen, so erschien kurz darauf die deutsche Korvette „Viktoria" an der liberianischen Küste, um die Verbrecher exemplarisch zu strafen, schoss die Nester der Strandräuber in Brand und brachte mehrere der Rädelsführer in Ketten nach Monrovia, wo sie dieselben der liberianischen Regierung zur Bestrafung auslieferte.*) Die Liberianer, welche diese energische

*) Die Gefangenen, worunter zwei Fürsten jenes Räuberstammes, wurden in Monrovia gut behandelt und, nachdem sie einige Zeit gefangen gesessen

Einmischung Deutschlands nur ungern sahen und im Stillen verwünschten — waren es ja doch Weisse, die sich in ihre Angelegenheiten mischten und dadurch ihre Selbstherrlichkeit kompromittirten — konnten die ihnen auferlegte Entschädigung von 4500 Dollars nicht bezahlen, versprachen jedoch, dies nach einem verabredeten halbjährigen Termin zu thun. Eine nach dessen Ablauf an die liberianische Regierung gerichtete Aufforderung blieb unbeachtet und unbeantwortet. In Monrovia blieb man dabei ganz gelassen und tröstete sich mit dem alten Sprichwort: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.“ Die Deutschen dachten jedoch anders und sandten, nachdem auch eine zweite Mahnung nichts gefruchtet hatte, auf's Neue ein Kriegsschiff, um das Geld einzutreiben oder mit dem Bombardement von Monrovia zu drohen. Erst sah man in Monrovia die Sache als eine nichtssagende Drohung an, und erst in der letzten Stunde, als der Kommandant der Korvette Ernst zu machen schien, wurde die Summe, die in der Eile bei einigen Handelsleuten gegen Gutsprache der Regierung aufgetrieben werden konnte, abgeliefert.

Steht aber die *politische Macht* Liberias über die Stämme der Eingebornen unter Null, der *moralische Einfluss* ist es nicht minder. Wie soll auch der Eingeborne von seinem „amerikanischen“ Bruder, der ihn bei jeder Gelegenheit übervortheilt, belügt und betrügt, der moralisch oft weit unter ihm steht und ihm tagtäglich das Laster der Trunksucht vor Augen führt, der, selbst kaum den Sklavenketten entronnen, seinen eingebornen Bruder knechtet und in Sklaverei hält — wie soll er von dem sittlich gehoben werden? Wohl aber ist das Gegentheil der Fall; er wird, da es der schwarzen Rasse angeboren zu sein scheint, eher die schlechten als die guten Eigenschaften Anderer nachzuahmen, von seinem Vorbilde noch tiefer heruntergezogen, als er schon steht — oder er hasst und verabscheut ihn und zieht sich mit Verachtung von ihm zurück.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass *alle* Ameriko-Liberianer auf dieser Stufe stehen; denn ich habe im Gegentheil viele rühmliche Ausnahmnn kennen gelernt. Diese Elite ist jedoch nicht im Stande, bei der Masse durchzudringen und die schädlichen Einflüsse ihrer andersdenkenden Mitbürger zu paralysiren, ebensowenig als die unter den Liberianern bestehenden Freimaurerlogen etwas zur sittlichen Hebung des Volkes beitragen wollen oder können. Auch darin

---

hatten, wieder entlassen, da man einerseits bald überdrüssig geworden war, sie länger zu füttern und zu bewachen, anderseits aber sich fürchtete, mit den betreffenden Stämmen in Konflikt zu gerathen.

spiegelt sich wieder die Selbstgefälligkeit und Eitelkeit der schwarzen Rasse; doch darf man darüber nicht einmal staunen; weit eher sollte man sich verwundern, dass die Vereinigung der «*Odd Fellows*» dort nicht auch ihre Sektionen hat. Nicht besser ist es mit dem liberianischen Orden der «*African Redemption*» oder dem Afrikanischen Erlösungsorden, mit dem die Regierung um sich wirft. Sie gefällt sich ebensosehr in der Verleihung dieses Ordens, als sich die damit Belehnten geehrt fühlen. Kurz; überall, wo man hinblickt, überspannte Eitelkeit, Gefallsucht, Grossthuerei und Nachäffung von Einrichtungen grosser, civilisirter Staaten, in Konsulaten, Staatsanleihen, Ritterorden, geheimen Genossenschaften, alles gleichsam gebraucht als ein Lack, um dahinter die Zerfahrenheit und Hohlheit zu verbergen.

Wenn gegenwärtig etwas zur sittlichen Hebung der *Eingebornen* gethan wird, so ist diess grösstentheils den *christlichen Missionen* und dem — *Islam* zu verdanken.

Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, zwischen diesen beiden monotheistischen Religionen eine Parallelle zu ziehen oder ein Prognotsikon zu stellen, welcher von beiden die Zukunft unter den schwarzen Fetischdienern gehören wird. Wenn man aber die rapide Ausbreitung des Islam im Innern des Landes sieht und derselben die verhältnissmässig geringen Erfolge der christlichen Missionsthätigkeit gegenüberstellt, so wird ein unbefangener Beobachter über diese Frage bald im Klaren sein. Sicher ist, dass auch die mohammedanische Religion einen civilisatorischen Einfluss auf den Eingebornen ausübt, sicher ist auch, dass dieselbe gut für ihn passt, da sie ihm bei ihrer grosser Einfachheit die Polygamie gestattet und ihm nach dem Tode die bekannten sinnlichen Freuden des Paradieses in Aussicht stellt. „Allah ist gross, und Mohammed sein Prophet.“ In diesem Prinzip ist Klarheit und Einfachheit, so dass es selbst der denkfaule Neger begreifen kann.

Wie schwer hält es dagegen, dem Neger das Christenthum mit seinen komplicirten, verwickelten Dogmen beizubringen und verständlich zu machen? Wie kann z. B. ein Eingeborner mit seinem naiven, gesunden Negerverstande begreifen, wie der *allmächtige* Vater seinen einzigen Sohn am Kreuze sterben lässt und ihn nicht rettet? Wir dürfen uns überhaupt gar nicht so sehr verwundern, wenn sich der Neger, soweit ihm das Christenthum nicht materiellen Vortheil bietet, demselben gegenüber indifferent verhält, umsoweniger, als es ihm schon wegen seiner strengen, asketischen Lebensanschauungen, seiner Monogamie und manchem Andern nicht recht in seinen Kram passen will.

Es kommt übrigens ausserordentlich viel darauf an, wie die christlichen Lehren dem Fetischdiener beigebracht werden, doch ist hier nicht der Ort, sich auf diesbezügliche nähere Erörterungen einzulassen. In allen Fällen ist es aber verkehrt, mit leerer Dogmatik bei den Negern anzuklopfen, wie es leider noch so oft geschieht, und sein Heil zu suchen in Proselytenmacherei und Seelenfängerei.

Alle Achtung in dieser Hinsicht vor den amerikanischen Missionaren, die in zahlreichen festen Stationen über die ganze liberianische Küste verbreitet sind. Sie sind fast ausschliesslich Weisse, und mit weissen Frauen verheirathet. Sie widmen sich durchgehends mit Hingebung und Ausdauer ihrer schwierigen und gewöhnlich undankbaren Aufgabe, die nicht so sehr darin besteht, Erwachsene znm Christenthum zu bekehren, als vielmehr ihnen anvertraute oder verwaiste und verwahrloste Negerkinder zu erziehen, denselben in ihren Schulen eine möglichst solide Elementarbildung — Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen — zu geben und sie in der Zwischenzeit —und das verdient ausdrücklich betont zu werden — nützlich zu beschäftigen, besonders in den Pflanzungen der Anstalt zur Arbeit anzuhalten. Erwähnenswerth ist hier die amerikanische Mode, elternlose Negerkinder an Kindesstatt anzunehmen. Es gibt nämlich in Amerika viele Leute unter beiden Geschlechtern, die sich einer Missionsgesellschaft gegenüber verpflichteten, während einer Reihe von gewöhnlich zehn Jahren jährlich einen gewissen Betrag — meist 25 Dollars — einzubezahlen, wofür dann in irgend einer afrikanischen Missionsstation ein elternloses oder sonst verlassenes Negerkind aufgenommen und erzogen wird. Das betreffende Kind erhält dann bei der Taufe den Namen seines fernen Wohlthäters, der auf diese Weise quasi Vater resp. Mutterstelle an ihm versieht. Es wird erzählt, dass es nicht selten Kinder von ehemaligen Sklavenhaltern in den Südstaaten sind, die dadurch ein Sühnopfer für die frühern Grausamkeiten ihrer Väter zu bringen gedenken.

Es ist aufrichtig zu bedauern, dass die Saat, die diese wackern Missionare auszustreuen bemüht sind, nicht reichlichere Früchte trägt. Der Neger, der als Kind in einer solchen Anstalt erzogen, gekleidet und unterrichtet wurde, kommt später selten in den Fall, seine angelernten Kenntnisse zu verwerthen. Er geht nach seinem Austritt wieder zu seinen Leuten zurück, trägt die aus der Mission mitgebrachten Kleider aus und bindet nachher auf landesübliche Weise um seine Lenden wieder ein Taschentuch!

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dieser Missionare in Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Sie sind mir, so viele ich ihrer kennen gelernt habe, liebe Freunde geworden, deren gastfreies

Haus uns jederzeit offen stand, die, wenn wir müde von der Jagd oder anstrengenden Tagemärschen, oder vom Fieber geschüttelt und erschöpft von Entbehrungen, bei ihnen anlangten, uns liebevoll aufnahmen, beherbergten und pflegten, die uns auf grosse Entfernungen gelegentlich Brod oder Erfrischungen sandten, die mir während der Krankheit und dem Tode meines Reisegefährten Sala mit Rath und That hülfreich zur Seite standen und ihm auf ihrem Kirchhofe ein feierliches und ehrenvolles Begräbniss veranstalteten.

Ueber die *kirchlichen* und *sittlichen* Zustände unter den Liberianern lässt sich nicht viel Erfreuliches sagen. Es sind auch hier wieder zum grossen Theil die Missionare, die ihre Thätigkeit der Gründung und Aufrechthaltung geordneter kirchlicher Zustände zugewendet haben. Mit Hülfe von amerikanischem Kapital wurden Schulen und ein Priesterseminar gegründet, Kirchen gebaut und Geistliche besoldet, und die Missionare bestrebten sich, die kirchlichen Zustände so zu konsolidiren, dass später die verschiedenen Kongregationen auf eigener Basis, ohne fremde Hülfe, sollten fortbestehen können. Aber in dieser Hinsicht hat man viele unangenehme Erfahrungen gemacht. Seit die Unterstützungen von Aussen zurückgeblieben und die kirchlichen Genossenschaften auf sich selbst angewiesen sind, liegt Alles im Argen, denn die Sektirerei zersplittert die ohnehin geringen Kräfte, und der Neger ist schon von Hause aus nicht sehr zu ernstem Zusammenhalten und zu pekuniären Opfern bereit. Die Geistlichen werden nur schlecht oder grösstentheils gar nicht besoldet, so dass man bei ihnen keine ordentliche Bildung voraussetzen und daher in ihren Vorträgen nicht viel Belehrung suchen darf. Ein Jeder, der sich dazu berufen fühlt, tritt in der Kirche als Prediger auf, und so sieht man denn an Sonntagen und Wochenabenden ehrsame Schmiede, Schuhmacher und Schneider auf echt amerikanische Weise schnaubend und stampfend, mit furchtbaren Gestikulationen und beredtem Mienenspiele aus dem Stegreif eine Predigt von der Kanzel herunterbrüllen, die mit ihren handgreiflichen Erklärungen und Bildern unwillkürlich an die bekannte Kapuzinerpredigt erinnert.*)

*) Als eine Stylprobe der drastischen, oft selbst rohen Art und Weise, in der bei solchen Anlässen auf die leicht erregbare Phantasie der Zuhörer eingewirkt wird, möge folgendes Bruchstück aus einer Grabrede dienen. Während meines Aufenthalts in Robertsport (Grand Cap Mount) ertrank ein Soldat der dortigen Bürgerwehr im Cap Mount River. Zufällig hatte dieser junge Mann am Morgen zuvor mit seiner Mutter Streit gehabt und war im Unfrieden von ihr weggegangen. — Bei der Beerdigung, an der auch *des Ertrunkenen Mutter* und *Schwester* Theil nahmen, liess sich der Feldprediger Mc. Eaver, nachdem er den Zwist des Verunglückten mit seiner Mutter in's grellste Licht gesetzt

Am höchsten geht es her zur Zeit der sog. „*revivals*“ oder religiösen Erweckungen, wo noch mehr als gewöhnlich Alles, sowohl über Tage als während der Abendgottesdienste, der Kirche zuströmt. In den grellsten Farben, mit glühender Phantasie werden dann dem sündigen Auditorium Himmel und Hölle ausgemalt und die von Natur aus leicht erregbaren Gemüther der Zuhörer, namentlich der Frauen und Töchter, derart bearbeitet, dass sie plötzlich, durch den Redeschwall überwältigt, ihre Selbstbeherrschung verlieren, mit einem gellenden Schrei aufspringen und dem ersten besten Zuhörer in die Arme fliegen, immerfort mit von Zerknirschung verzerrtem Gesicht ausrufend: „*Oh Lord, allmighty God, oh Christ, my Savior, oh help me, save my pour Soul!*“ und dann entweder zur Seite geschafft werden oder auch zur Kirche hinaus auf die Strasse rennen, bis sie schliesslich, durch Heiserkeit unfähig, einen Laut von sich zu geben, irgendwo liegen bleiben und nach Hause transportirt werden. Nach solchen Zeichen innerer Zerknirschung und Insichgehens, und nachdem sie pflichtgemäss von Haus zu Haus mitgetheilt, dass der Herr sie in seiner Gnade zur Wiedergeburt erweckt habe, werden sie dann an einem folgenden Sonntage im Flusse öffentlich getauft und in die Gemeinde, welcher sie beizutreten wünschen, aufgenommen. Solche Aufnahmen neuer Mitglieder sind natürlich ganz besonders geeignet, den Predigern neuen Stoff zu salbungsvollen Vorträgen zu liefern. Ihr Mund schwillt dann über von der Gnade Gottes, die wieder einen Menschen aus dem Rachen der Todes und der Hölle entrissen, bis wieder jemand aus der Mitte der Zuhörer aufspringt und mit verklärtem Gesichte in Verzückung ausruft: „*Glory, glory, Christ is coming, our Savior is nigh!*“ und in Krämpfe fällt. Und „*glory, glory*“ hallt es dann unter der exaltirten Masse nach. Händeringend und an die Brust schlagend, unterbrochen von neuen gellenden Rufen, wiederholen die ergriffenen Zuhörer die Schlagworte der eindringlichen Predigt; lauter ertönt des Redners Stimme von

---

und betont hatte, dass in diesem schnellen Tode sichtbar die strafende Hand Gottes zu erkennen sei, wörtlich auf folgende Weise aus: „Und was denkt ihr „nun, was dieses Mannes Schicksal sein wird? Die Antwort darauf ist nicht „schwer zu geben! Er wird verdammt werden zur Hölle! Und wenn er dann „hinkommt an den Ort der Qual, wenn ihm Rauch und Flammen entgegen„schlagen und er das Heulen und Jammern und Stöhnen der Unglücklichen „hört, die von den hohnlachenden Helfern des Höllenfürsten stets wieder in die „neu aufgeschürten Flammen zurückgestossen werden, was wird er dann sagen? „„Machet Platz,““ wird er sagen, „„machet Platz! Lasst mich gehen auf dem „Boden der Hölle, der ewig brennenden, flammenden Hölle, ja auf dem unter„sten, alleruntersten Boden, ja auf dem Boden der Hölle, der ewig, ewig, ja der „ewig brennenden Hölle!““

der Kanzel herunter, und der „heilige Geist", der über der Versammlung schwebt, ergreift bald diesen, bald jenen, bis endlich der heiser gewordene Geistliche nach einem Gebete voll hochtrabender Phrasen mit einem Lächeln innerer Befriedigung die „Erweckten" um sich sammelt und ihnen mit salbungsvollen Worten zu diesem glücklichen Wendepunkte ihres Lebens Glück wünscht und ihnen Muth zuspricht.

Doch der Gipfelpunkt all dieses Skandals — denn anders kann der etwas aufmerksamere Zuschauer, wenn ihm zufällig ein Blick hinter die Kulissen vergönnt ist, diese Szenen kaum nennen — erreicht der religiöse Paroxismus in den sogenannten *Camp-meetings* oder Lagerversammlungen. Diese sind festliche, religiöse Zusammenkünfte auf freiem Felde oder, wo dies thunlich ist, auf einer lichten Waldstelle, wo einige stehen gelassene Bäume willkommenen Schatten spenden. Wie alle andern, schon erwähnten Auswüchse eines fanatischen Sektenkultus, sind sie aus Amerika herübergebracht und erhalten in Liberia durch die etwas von den amerikanischen abweichenden Verhältnisse ein anderes Kolorit. Es betheiligen sich an denselben alle verschiedenen Kongregationen, unter denen immerhin die Methodisten und Baptisten die bedeutendsten sind. Die in Monrovia jährlich einmal (Februar) abgehaltenen, 8—14 Tage dauernden *Camp-meetings* vereinigen, nicht allein die Bewohner der Residenz, sondern auch alle Nachbarn aus den umliegenden Ansiedlungen. Auf dem Versammlungsplatze werden Schutzdächer und Laubhütten aufgeschlagen und eine besondere Hütte mit einer etwas erhabenen Rednerbühne für die Prediger erbaut. Vor diesem sogen. „Stand" werden auf einem freien Platze alle Sitzbänke aus sämmtlichen Kirchen, Versammlungslokalen etc. für das Auditorium aufgestellt. Die Leute ziehen dann aus mit Betten, Tischen und Stühlen, Kochgeräthen und Lebensmitteln, überhaupt mit allem Möglichen, was zu einer 8—14 tägigen „*Camping*" nöthig erscheint, so dass das *Camp*, besonders zur Nachtzeit, mit all seinen verschiedenartigen Hütten und den davor versammelten, lärmenden und gestikulirenden Menschengruppen, durch die rauchenden Feuer und an den gigantischen Baumstämmen und auf Pfählen angebrachten Laternen, Palmöllichtern und Feuerbränden phantastisch beleuchtet, ein abenteuerliches Aussehen erhält und unwillkürlich an ein riesiges Zigeunerlager erinnert. Es ist ungemein interessant, das Treiben in einem solchen Feldlager, das jedenfalls viel Aehnlichkeit mit einem jüdischen Laubhüttenfest haben muss, zu beobachten. Schaarenweise ziehen die Leute am ersten Morgen, einem Sonntag, aus — ernst und würdig aussehende Männer in schwarzer Kleidung und hohem Cylinder, junge Stutzer in

ihrem besten Anzuge, Krüppel und ärmere Leute, theils halb in Lumpen gekleidet, ältere Damen in dunkeln Kleidern, ein weisses Taschentuch und das „*prayer-book*“ in der Hand, in Gruppen oder am Arm ihrer Ehemänner, und dazwischen junge Ladies, möglichst kostbar nach Pariser Mode gekleidet, mit schlanker, in enge Corsets gezwängter Taille, in Roben mit langer Schleppe, die entweder das Trottoir fegt oder koket in der Hand getragen oder auch mit dem selten fehlenden Schleppenträger festgehalten wird. Die Füsse, die im Alltagsleben sehr oft jeder Bekleidung entbehren, werden bei dieser Gelegenheit in zierliche, enge Bottinen gesteckt; auf dem Kopfe sitzt ein feiner Pariserhut, womöglich mit wallender Straussenfeder, ein karrirter Shawl von möglichst lebhafter Farbe ist über die rechte Schulter geworfen, und die eine Hand trägt den seidenen „*umbrella*“, während die andere auf nonchalante Weise mit dem eleganten Fächer spielt, so dass man diese schwarzen Schönheiten, von hinten gesehen, für europäische Damen mit schwarzen Glacéhandschuhen halten könnte. Nebenher hinkt ein altes, krummes Mütterchen, auf ihren Knickstock gelehnt, und eine Schaar von halbnackten „*boys*“, mit Töpfen, Schüsseln, Stühlen und anderm Ballast auf dem Kopf, bilden den Schluss des pittoresken Zuges.

Doch folgen wir den Gläubigen, die wir eben Revue passiren liessen, hinaus zum *Camp-ground*. Schon auf dem Wege kann der aufmerksame Beobachter die Dahinziehenden in verschiedene Kategorien eintheilen. Den Einen liest man schon auf dem Gesichte, dass es ihnen mit dem Gottesdienste, den sie besuchen, heiliger Ernst ist — sie gehen still und andächtig ihres Weges. Dort besprechen Männer einen Kauf oder ein Geschäft, und unter einer Gruppe von Frauen zirkulirt irgend ein pikanter Stadtklatsch oder ein Familienskandal, um die man in Monrovia, selbst in den höchsten Kreisen, nie verlegen ist — diese alle gehen hin, „weil's Mode just“. Zu welchem Zwecke aber jene jungen Dandies und feinen Ladies hingehen, das zeigt sich schon in der Art und Weise, in der sie ihre eleganten Anzüge, die besonders Letztere durch graziöse Bewegungen und kecke Drehungen noch mehr zur Geltung zu bringen wissen; denn es ist ja allbekannt, dass der Schwarze, was Gefallsucht und Eitelkeit anbelangt, gegenüber seinem weissen Bruder nicht den Kürzern gezogen hat, — oder sollten die verstohlenen, bedeutungsvollen Blicke aus den grossen, schönen Feueraugen des zartern Geschlechts, die mit denen des stärkern gewechselt werden, noch eine andere Deutung zulassen? Fast sollte man's glauben, denn es wandelt sich so schön am Abend Arm in Arm im lauschigen Waldesdunkel, nachdem man sich den Tag über die Kehle heiser gesungen

und gebetet und die Kniee wund gekniet! Die Prediger aber im schwarzen Tuchrock und untadelhafter weisser Halsbinde, herbeigekommen von Nah und Fern, um ihr Licht leuchten und ihre Stimme hören zu lassen, die mögen schon zum Voraus ihr oratorisches Talent bewundert sehen; denn wie Sturm und Ungewitter wollen sie Alle während diesen Meetingstagen auf die sündige, ungläubige Menge niedereifern, in den glühendsten Farben die Hölle und ihre Qualen ausmalen, um ja recht viele Schäflein auf den Weg des Heils zu führen. Die halbnackten, meist nur mit dem landesüblichen *„handkerchief“* bekleideten *„boys“* aber, sie freuen sich ebensogut wie ihre Herrschaften auf diese langersehnten Festtage, freilich auch wieder auf ihre eigene Weise. Gibt es ja bei dieser Gelegenheit eine angenehme Abwechslung in ihrem gewohnten Alltagsleben, und bieten die bevorstehenden Szenen für sie so viel Amüsantes! Müssig können sie dieser grossen geistlichen Komödie zuschauen, denn Niemand ladet sie zur Theilnahme an den religiösen Uebungen ein, diese — „schmierigen *Bushniggers*“!

Inzwischen sind wir auf dem *Camp-ground* angekommen. Bereits hat einer der anwesenden Geistlichen vor der versammelten Menge den Zweck und die Bedeutung dieser *Camp-meetings* erklärt und ein im Tone der Zerknirschung und unberechtigter Hoffnung gehaltenes, langes Gebet eingeleitet, wobei alle Anwesenden, dem Geistlichen den Rücken zugewendet, niederknieen und das Gesicht auf den Stuhl niederbeugen. Nach Beendigung eines vielstimmig gesungenen Liedes, dessen Melodie freilich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem europäischen Choral aufzuweisen hat, und das wohl von der Kraft der Lungen, aber kaum von der Modulationsfähigkeit der Negerkehlen einen Beweis liefert, wird der Gottesdienst eröffnet.

Wie die auftretenden Geistlichen eifern und lärmen können, ist bereits gesagt, und dies gilt bei den *Camp-meetings* in doppeltem Masse. Kaum ist ein Prediger abgetreten und der stets gehobeneren Stimmung durch einen kreischenden Gesang Ausdruck gegeben, so wird schon der Vortrag von Bruder H. aus Y. angekündigt. Mit einer salbungsvollen Einleitung auf die schon gehobene Stimmung der Zuhörer weiter bauend, wird es ihm nicht schwer, die bereits erregten Gemüther noch mehr zu erschüttern, und bald hat er sein Ziel erreicht. Ein wilder Aufschrei — der erste Funke hat gezündet! Darauf scheint der Geistliche gewartet zu haben. Immer weihevoller, immer eindruckweckender wird seine Rede, immer lebhafter seine Geberde und sein Mienenspiel. Mit wahrhaft dämonischer Lust scheint er in den sündigen Herzen der zerknirschten Zuhörer zu wühlen — Niederschmettern, Zermalmen ist sein Prinzip! Mit innerer

Befriedigung überblickt er die reuige Heerde; schon begegnen seine suchenden Blicke unheimlich glühenden, feuersprühenden Augen. Immer höher schwillt seiner Rede Strom; wie näher und näher heranrollender Donner grollt es von der Rednerbühne herunter, und bald rauschen und brausen seine geflügelten Worte über die Menge hin wie rasender Gewittersturm; links und rechts fliegen seine Donnerkeile auf die Häupter der verhärteten Sünder nieder, die ächzend, stöhnend und händeringend, die stumme Verzweiflung im Gesichte, den Geistlichen zu beschwören scheinen, für sie Aermste um Gnade zu bitten. Schon sind einige Zuhörer, besonders aus dem zartern Geschlecht, in Krämpfe gefallen und aus der Versammlung weggebracht; Andere springen wie Besessene in die Höhe, rennen unter Mark und Bein durchdringenden Rufen herum und wirken durch ihr Thun ansteckend auf die Uebrigen, die bisher noch im Stande gewesen waren, sich selbst zu beherrschen, bis zuletzt alles in halbe Raserei ausartet. Der Geistliche jedoch hat sein Ziel erreicht und kniet hin, und seine Zuhörer mit ihm, zum Gebet. In rührendem, heissem Flehen erhebt der Prediger seine Stimme und wünscht auf die Erleuchteten den Beistand Gottes herab, während er für diejenigen, die noch in der Finsterniss und auf dem abschüssigen Wege zur Hölle wandern, baldige Rettung herbeifleht. Jedes Schlagwort wird von der Menge laut wiederholt oder mit einem kräftigen „*Amen*“ unterstützt. „*Glory*“ ruft in äusserster Ekstase eine schrille Mädchenstimme, und „*glory, glory*“ hallt es hundertstimmig nach, bis endlich die Aufregung in einem inzwischen angestimmten Lobgesang ihr Ende findet.

Nachdem Alles wieder etwas zur Ruhe gekommen, sammelt sich die Gemeinde vor dem „*Stand*“ um ihre Seelenhirten, die bereits, einander über die gehabten Erfolge Komplimente machend, in einer kleinern Gruppe beisammen stehen. Ein warmes Dankeswort von Seite einiger älterer Gemeindeglieder für ihre herrlichen, hinreissenden Vorträge wird schmunzelnd entgegengenommen und mit einem kräftigen Händedruck erwidert; doch ihr Augenmerk richtet sich auf die Schaar der Erleuchteten, die nun Einer nach dem Andern herangewankt kommen, ihr Herz, da sie gewöhnlich keine Worte finden können, in Geberden auszuschütten. Noch einmal wird ihnen von Seite der Seelenhirten ernsthaft zugesprochen und von der Gemeinde für sie gebetet, worauf sich die Menge für einen Augenblick zerstreut und in die Hütten zurückzieht, wo schon am provisorischen Herdfeuer der Kessel dampft und bald, nachdem für die Seele den ganzen Morgen durch gesorgt worden, auch der knurrende Magen befriedigt wird. Die Predigten aber dauern, bald für diese, bald für jene

Sekte, beinahe den ganzen Tag ununterbrochen fort bis in die späte Nacht hinein. Dann schaaren sich diejenigen, die aus verschiedenen Gründen die Heimkehr dem Nachtlager im *Camp* vorziehen, zusammen und ziehen *in corpore* unter lärmenden, religiös begeisterten Gesängen stadtwärts, oft noch, bevor sie sich zerstreuen, einen Umzug durch die Strassen haltend. Diejenigen Leute, die schon auf dem Hinwege die verständnissvollen Blicke ausgetauscht, sie haben sich jetzt meist gefunden, die Schaar löst sich allmälig auf, der Lärm verstummt und die Nacht deckt Stadt und *Camp* mit ihrem schützenden Schleier zu.

So geht es während den Lagerversammlungen Tag um Tag. Einige Besucher kehren erst am Morgen heim und begegnen auf dem Wege neuen, hinausziehenden Schaaren; wieder Andere, durch des Tages Arbeiten verhindert, gehen erst am Abend hin; die Meisten aber bleiben während der ganzen Lagerzeit draussen im *Camp* und kommen erst am Morgen des Schlusstages in feierlichem Aufzug, die Geistlichen an der Spitze, singend wieder zur Stadt zurück. In der geräumigen Methodistenkirche wird nun die Schlussfeierlichkeit abgehalten, worauf die *Camp-meetings* wieder für ein Jahr als geschlossen erklärt werden. An einem der darauffolgenden Sonntage werden dann die Wiedergebornen am Ufer des Messurado-Rivers getauft und in die verschiedenen Verbindungen der Kirche aufgenommen.

Wenn man jedoch, nach den vielen Kirchen, christlichen Sekten und religiösen Festen zu urtheilen, unter den Liberianern durchwegs echt christliche Gesinnung suchen wollte, würde man sich gröblich irren. Ich will einzelnen Ausnahmen auch hier nicht zu nahe treten, doch darf ich ruhig behaupten, dass die grosse Masse, die bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes im Munde führt, nur an den Formen hängt und von dem Wesen des Christenthums keineswegs durchdrungen ist. Wohl aber werden unter dem Deckmantel der Religion die grössten Schlechtigkeiten ausgeführt, und hinter den feierlichsten religiösen Uebungen verbirgt sich nur gar zu oft Sittenlosigkeit und Verworfenheit.

So wenig auch auf dem Gebiete des *öffentlichen Unterrichts* geleistet wird, verdient dieses Wenige doch immerhin unsere Anerkennung. Es wurde schon eingangs erwähnt, dass die liberianische Staatsverfassung unentgeldlichen öffentlichen Jugendunterricht verspricht. Dieser Unterricht ist, wenn auch lange nicht ausreichend, doch vorhanden, und jeder liberianische Hausvater hat Gelegenheit, seine Kinder und Pflegebefohlenen etwas Lesen, Schreiben und Rechnen lernen zu lassen. Freilich wird von dieser Gelegenheit lange nicht der wünschbare Gebrauch gemacht, und die Gleichgültigkeit

der liberianischen Staatsbürger verbirgt sich nur gar zu gern hinter der Erklärung, dass die öffentliche Volksschule den an sie gemachten Anforderungen nicht genügen könne. Dies ist nun freilich nur allzu wahr, obschon es die Gleichgültigkeit der Familienväter keineswegs entschuldigt. Es gebricht fast durchgehends an geeigneten Lokalitäten; von Lehrmitteln ist so gut wie nichts vorhanden; die Lehrer sind gering besoldet und ihrer Aufgabe in den seltensten Fällen gewachsen, da intelligente Leute sich wegen der geringen Besoldung nicht dem Lehrfache zuwenden und auch keine Lehrerbildungsanstalt besteht. Daher kommt es denn, dass nur wohlhabende Leute im Stande sind, ihre Kinder in gewöhnlich auf etwas höherer Stufe stehenden Privatschulen unterrichten zu lassen. In der Residenz ist freilich in dieser Beziehung etwas besser, wenn auch noch lange nicht genügend, gesorgt. In früheren Jahren, vor der Gründung der Republik und während der Blüthezeit derselben, muss es mit dem Jugendunterricht besser gestanden haben, als gegenwärtig. Damals fühlte man, wie auf allen andern, so auch auf diesem Gebiete den mächtigen Einfluss Amerika's, das allen derartigen Unternehmungen mit reichen finanziellen Mitteln zu Hülfe kam. Jetzt aber, da Liberia infolge seiner Lossagung von Amerika auf sich selbst angewiesen ist, liegt Alles im Argen, und was man an den ruinenhaften Gebäuden in Monrovia auf jeder Mauer, aus allen Fenstern lesen kann, das erkennt man auch auf dem Gebiete des Unterrichts — dass Liberia seine Blüthezeit längst hinter sich hat. Das mit Hülfe von amerikanischem Gelde errichtete Missions- und Priesterseminar in Monrovia ist längst eingegangen und das diesem Zwecke dienende kolossale Gebäude geht, da es gegenwärtig so gut als unbenutzt dasteht, rasch seinem Verfall entgegen. Die einzige Ausnahme von dieser allgemeinen Regel scheint bis jetzt das sog. *Liberia College* in Monrovia zu bilden, die einzige höhere Lehranstalt Liberias, die, zum grossen Theil durch Schenkungen aus Amerika gestützt, unter der Leitung einiger guter, schwarzer Professoren, wie Dr. *Blyden* und Dr. *Johnson*, sich eines guten Rufes erfreut. Zur Fortsetzung der dort begonnenen Studien gehen die Söhne gut situirter Eltern meist nach Amerika und, wenn auch sehr selten, nach England.

Im Umgang sowohl mit Seinesgleichen als auch mit dem Weissen ist der Liberianer angenehm und freundlich, und es herrscht unter den sog. gebildeten Ständen ein gewisser guter Ton, der in der Landeshauptstadt Monrovia etwas aristokratisch Gemessenes hat. Man macht sich gegenseitig in den kühlen Abendstunden nach amerikanischer Sitte jene kurzen, formellen Besuche *(Calls)*, und es darf daher in keinem Hause der sogenannte *Parlour* fehlen. Bei zufälligen

Begegnungen gehört es sich, stille zu stehen um unter Händereichen sich gegenseitig guten Morgen zu wünschen und einander über das Befinden zu befragen, was besonders dem Neuling wegen seiner Umständlichkeit und Breite interessant und befremdend zugleich erscheint. Sind die gegenseitigen Erkundigungen über das persönliche Befinden vorüber, dann befragt der Eine den Andern nach dem Befinden seiner Familie. *„Is your family all well to day?“ — All well, Sir, thank you. And your lady, is she feeling a little better? — „Thank you for your information. She was very chilly and fevrish last night, but this morning, thank God, she s'all right again!“* — Und so geht es fort; man informirt nach Onkel und Tante, spricht über das Wetter, über Politik, und trennt sich oft erst nach längerem Gespräch, um bei der nächsten Begegnung mit Seinesgleichen aufs Neue zu beginnen. Auf ähnliche Weise verkehrt der Liberianer auch mit dem Weissen, und man könnte sich, da der Erstere die gesellschaftlichen Formen gar wohl zu beobachten weiss und die personifizirte Höflichkeit selber ist, ganz angenehm unterhalten, wenn er nur leichter von den leeren nichtssagenden Formalitäten lassen und besser auf ein vernünftiges, interessantes Gespräch eingehen könnte. Man muss schon in die bestehenden Verhältnisse eingeweiht sein, um zu wissen, dass in der Regel alle die Freundlichkeit nur eine Maske ist, hinter welcher der Liberianer seinen gegen alle Weissen eingewurzelten Hass geschickt zu verbergen versteht. Der Liberianer kann nun einmal schlecht vertragen, dass ein Weisser in seinem Lande materiell emporkommt, während er selbst es zu nichts bringt oder sogar tiefer und tiefer sinkt und des andern Schuldner wird. Er will und kann eben nicht begreifen, dass Energie, Ausdauer und ein klarer Einblick in die bestehenden Verhältnisse die Hebel sind, die sein Emporkommen ermöglichen. Jedermann will leben, ohne zu arbeiten und lässt, wenn irgend möglich, seine Arbeiten durch Sklaven verrichten.

Die *Sklaverei* ist zwar durch die Staatsverfassung verboten, doch haben auch die *dortigen* Gesetze ihre Hinterthüren. Da man nicht *Sklaven* halten kann, hält man sich *«boys»*, d. h. ältere oder jüngere eingeborne Neger, die man entweder von eingebornen Fürsten direkt kauft,*) oder auch wohl in Schuldverhältnisse stürzt, aus denen man sie, so lange sie arbeitsfähig sind, nicht mehr loslässt. Es gäbe in dieser Hinsicht manche faule Geschichte aufzudecken, doch sei es genug, die Thatsache konstatirt zu haben. Es hält eben schwer, dem liberianischen Farmer beizubringen, dass die Eingebornen seine

*) Der Preis für einen Sklaven ist 15—25 Dollars.

natürlichen Brüder sind; für ihn, den auf sein papiernes Christenthum, seine „Civilisation“ und seine Freiheit stolzen Liberianer sind sie nur „schmierige, stinkende *Bushniggers*“.

Es ist dem liberianischen arbeitenden und Ackerbau treibenden Stande ein angenehmes Ruhekissen, zu sagen, wenn das Geld zu Unternehmungen fehle, dann führe alle Anstrengung zu nichts, und er hat darin in gewissem Sinne recht. Aber das Geld fehlt dem ehrlichen Arbeiter und Pflanzer nicht in dem Masse, wie man glauben sollte. Die Faktoreien schiessen gerne Geld zu agrikolen oder Handelsunternehmungen vor, wo sie sehen, dass der Empfänger dasselbe in Bodenerzeugnissen oder andern Exportartikeln zurückbezahlen kann. Doch da sitzt gerade das Uebel. Das Kredit- *(trust)* System hat sich bis dahin trotz seines ursprünglich menschenfreundlichen Zweckes als eine ganz verfehlte Institution bewiesen, und wenn dasselbe heutigen Tags noch fortbesteht, so ist es nur, weil nun die Faktoreien, die grosse Summen auf diese Weise ausstehen haben, nicht mehr ohne Weiteres damit brechen können, um nicht alles Vorgestreckte rettungslos zu verlieren, oder auch, weil die Liberianer mit überwältigender Beredsamkeit ihre traurigen Verhältnisse schildern und sich als die ehrlichsten Menschen von der Welt vorthun können. Mit einem *„trust“* geben sie vor, ihr Glück zu machen und dann das Geliehene pünktlich in Produkten zurückzahlen zu wollen.

So erhält z. B. der Farmer einen *„trust“*, um seine Kaffeefarm zu bestellen, gegen das Versprechen, den ganzen Ertrag seiner Ernte ausschliesslich an die Faktorei, die den Vorschuss macht, verkaufen und den *„trust“* abbezahlen zu wollen. Später aber kommt der Farmer wieder und bittet um neuen Kredit, denn die Farm will sauber gehalten und besorgt, der Arbeiter aber genährt und bezahlt sein. Der Handelsagent, der einmal A gesagt, sieht sich nach einem gewaltigen Redeschwall von Seite des Pflanzers verpflichtet, auch B zu sagen und einen neuen Vorschuss auf die Ernte hin zu geben. Thut er es nicht, dann geht der Abgewiesene nach einer andern Faktorei und sucht dort einen *„trust“* zu erhalten. Zur Zeit der Ernte hat der Farmer wieder eine Menge Leute nöthig, und das Kreditnehmen geht von Neuem an. Endlich ist die Ernte vorbei und der Farmer will sich etwas gütlich thun. Da er aber weiss, dass ihm da, wo er den Ertrag seiner Ernte kontraktgemäss abzuliefern hat, von dem Erlös erst die Vorschüsse abgezogen werden, holt er sich seine Bedürfnisse anderwärts und bezahlt komptant mit den Produkten, die ihm von Rechteswegen gar nicht mehr gehören. Seinem Gläubiger bringt er ein gewisses Quantum derselben, um seinen

guten Willen zu zeigen. So geht es das ganze Jahr hindurch. Dann und wann liefert er wieder etwas, und bezahlt einen Theil der Schuld ab, nimmt wieder neuen „*trust*“ auf und versichert dabei dem Faktoristen bei seiner Seele Heil und Seligkeit, dass er jedes Körnchen seiner Ernte in ihre Faktorei abliefere, und so thut er auch bei den andern Faktoreien.

Ganz gleich geht es auch bei den Zwischenhändlern, die von den Faktoreien Waaren auf Vorschuss erhalten, um dafür im Innern, wo der Weisse nicht selbst Handel treiben darf, Landesprodukte einzutauschen. Im Beginne geht Alles gut. Die Unternehmung wird auf immer grösserm Fusse betrieben, und dem entsprechend wächst auch der „*trust.*“

Der Faktorist fühlt sich glücklich, nun einmal einen eifrigen, soliden „*trader*“ an der Hand zu haben und vertraut demselben nach und nach grössere Beträge an. Wenn aber der „*trader*“ einmal das Vertrauen des Faktoristen gewonnen hat, fängt gewöhnlich der Schwindel an. Den Händler trifft angeblich kurz hinter einander allerlei Unglück; ein grosses Kanoe voll Palmkerne schlägt ihm auf der Flussfahrt um; Eingeborne, denen er seinerseits Vorschüsse gegeben zu haben vorgibt, haben ihm das versprochene Palmöl nicht geliefert, oder es hat ihn Unglück in seiner Familie getroffen. Während nun der Faktorist aus Mitleid über des Ehrlichen Missgeschick ihm neuen Kredit gewährt, bringt dieser seine keineswegs verlorenen Produkte nach einer andern Faktorei, wo er dafür Baarzahlung erhält.

Dies sind nur einige Striche, mit dem ich das Trustsystem und seine Folgen zeichnen möchte, im Uebrigen sei es genug, zu sagen, dass unter den Farmern und Zwischenhändlern in Liberia derjenige als der Reichste gilt, der bei den Faktoreien am tiefsten in der Kreide sitzt oder, wie man dort sagt, *den grössten Kredit hat.* Ein gewöhnlicher Farmer oder Zwischenhändler, der nicht in höherm oder geringerm Masse irgend einer Faktorei verschuldet ist, kann in Liberia kaum gefunden werden.

Obwohl es nirgends in Liberia öffentliche Wirthschaften — nicht einmal ein Hôtel oder Kaffeehaus in der Residenz gibt, ist man um geistige Getränke doch keineswegs verlegen. Rum und Gin (Kornbranntwein) giebt es in den Faktoreien genug zu kaufen; dem gemeinen Manne ist für Branntwein Alles feil, und Spelunken gibt es in Privathäusern genug, um bei Spiel und Trunk die Zeit todtzuschlagen.

Die Liberianer sind, das „schöne Geschlecht“ nicht ausgeschlossen, leidenschaftliche Liebhaber des Tabakrauchens und Kauens, und von

ihnen haben's auch die Eingebornen gelernt. Es hat mich oft ergötzt, wenn ich Donna Isidora, unsern gelben Hausdrachen, mit dem weissen Thonstummel im Munde, mit der langen Schleppe ihrer Kattunrobe den Staub aufwirbelnd, barfuss einherstolziren sah, und wieder geärgert, wenn sie mit „geschwollener Wange“ am Kochtopf sitzend, wie ein echter Yankee den Speichel zwischen den Zähnen ausspritzte.

Die Wohnhäuser der liberianischen Ansiedler sind mit geringen Ausnahmen nach einem und demselben Plane aus Holz gebaut*) und mit Kalkwasser weiss getüncht, was sowohl das Holzwerk vor dem Einfluss der Witterung schützt als auch die brennenden Sonnenstrahlen zurückwirft. Die erste Eigenthümlichkeit, die an diesen Häusern auffällt, ist die, dass dieselben nicht direkt auf dem Erdboden oder auf durchgängigen Fundamenten, sondern auf etwa 2—6 Fuss hohen Pfählen oder wo das Material leicht zu beschaffen ist, auf Sockeln von Mauerwerk ruhen. Es ist dies eine in sanitarischer Hinsicht nicht zu unterschätzende Praxis im dortigen Häuserbau; denn dadurch, dass man den Wind frei unter den Häusern durchstreichen lässt, wird vielen miasmatischen Einflüssen gründlich vorgebeugt. Indessen ist diese Art des Fundamentirens auch nöthig, um die Häuser während der langen Regenzeit von unten trocken zu erhalten, sowie dieselben besser vor den verheerenden Angriffen der Termiten zu schützen. Um diesen letztern Zweck noch sicherer zu erreichen, werden die Fundamentalpfähle mit Theer getränkt. Ausserdem ist — und dieses dürfte wohl den Hauptgrund für die Wahl dieser Bauart bilden — derselbe viel einfacher und billiger als vollständige Grundmauern.

Auf 8—12 solchen Pfählen, resp. Steinpfeilern ruht das ganze hölzerne Gebäude, dessen Parterre-Raum gewöhnlich durch eine Bretterwand in eine Art Wohn- und Empfangszimmer, den sog. *parlour* und ein etwas kleineres Schlafzimmer *(bed-room)* abgetheilt wird. Hinter diesen zwei Räumen, an der Längsseite des Hauses, befindet sich auf gleichem Boden unter einer Verlängerung des Daches ein ebenfalls durch Wände eingeschlossener Hinterraum *(backshade)*, der als Vorrathskammer und Schuppen zur Aufbewahrung alles dessen benützt wird, was in den beiden Wohnräumen oder auf dem Dachboden, welcher letztere ebenfalls als Schlafraum dient, nicht gut untergebracht werden kann.

An der vordern Längsseite ist, ebenfalls unter einer Fortsetzung

*) Nur in einigen Bevölkerungszentren, besonders in Monrovia, findet man aus Backstein gebaute und mit Ziegeln, oft auch mit Zink eingedeckte Häuser, denen ebensowenig wie an den Holzhäuschen der Farmer, die unvermeidliche „Piazza“ fehlt.

des Daches, die wenigstens 6′ breite, sog. *Piazza* angebaut, zu der von dem Vorplatze oder von der Strasse her eine Treppe von Holz oder aufeinander gelegten Steinen führt. Auf dieser schattigen *Piazza*, dem Lieblingsplatze der Hausbewohner sowohl während der heissen Tageszeit als an den kühlen Abenden, stehen ein paar roh gearbeitete Stroh- oder Mattensessel und ladet die in Liberia unentbehrliche Hängematte zum Liegen ein. Aus einer Hinterthüre im „*backshade*", führen einige Stufen zu der Küche hinunter, die meist auf einen kleinen Abstand hinter dem Hause steht. Diese ist nichts mehr als ein Schuppen mit Wänden von aneinandergereihten Palmblattrippen und einem Dache von Palmwedeln. Die Feuerstelle zu ebener Erde wird durch einige Steine oder Holzklötze gebildet, die das Herdfeuer zusammenhalten und zugleich als Stützpunkte für den einen Kochtopf dienen. — Der ganze zum Hause gehörende Platz, der sog. *yard*, wird manchmal von einem Zaun (Fenz) eingeschlossen.

Die Häuser haben Wände von rohen, über das Balkengerippe genagelten Planken, die schuppenartig sich decken, und sind mit Holzschindeln eingedeckt. In den gewöhnlich windschiefen Thür- und Fensteröffnungen hangen schwere, roh gezimmerte Thüren und Fensterläden. Von Glasfenstern aber ist, einige öffentliche und Privatgebäude in Monrovia ausgenommen, keine Spur zu finden. — Auch werden die Wohnräume von innen in einfachern Farmerhäusern selten ausgetäfelt, da es gesunder und kühler ist, wenn der Wind durch die Nähte der Aussenwände streichen kann und man überdies weniger von Ratten und Schlangen zu leiden hat, die sich mit Vorliebe in Häusern mit doppelten Holzwänden einnisten.

Die häusliche Einrichtung ist mit geringen Ausnahmen äusserst einfach. Einige der schon beschriebenen Stühle, ein roh gezimmerter Tisch, einige Kisten und Koffer, einige sehr breite Bettstätten, mit hartem Bett — weiche Betten sind zu warm — und wenn es irgendwie angeht, ein voluminöser Schaukelstuhl *(rocking-chair)* für die Dame des Hauses sind nahezu das einzige Ameublement, wenn man nicht noch etwa einen kleinen, halbblinden Spiegel und einige Gemälde à la Genoveva, mit oder ohne Rahmen, dazurechnen will. Eine Wanduhr ist in einer Farmerwohnung oder einem einfachen Bürgerhause kaum anzutreffen; denn sie ist ein leichtentbehrlicher Luxus in einem Lande, wo das bekannte „*time is money*" ganz und gar nicht zu Hause ist, und wo die Sonne das ganze Jahr fast regelmässig um 6 Uhr auf- und untergeht und den Leuten am Mittag senkrecht über dem Kopfe steht. Man ist dort so sehr gewöhnt, die Zeit nach dem Stande der Sonne zu bestimmen, dass man sich darin selten um eine Viertelstunde irrt. Vor Sonnenaufgang hält man sich

an den Hahnenschrei, der ebensogut als das Rasseln einer Weckeruhr zum Aufstehen mahnt.

Das Hauptnahrungsmittel der Ameriko-Liberianer bildet unstreitig der Reis, der in grossen Quantitäten durch die Faktoreien importirt wird, während Brod kaum als integrirender Theil ihrer Lebensbedürfnisse angesehen werden kann. Der Reis wird nach der Methode der Eingebornen zubereitet, nämlich gar gekocht, abgedämpft und dann mit etwas rohem oder ausgeschmortem Palmöl übergossen.

Ein bei Liberianern und Eingebornen gleich beliebtes, aus Batatenblättern bereitetes, mit Palmöl gekochtes Gemüse, die sog. „*Palaver-sauce*", wird oft als Garnitur oben auf die Schüssel mit Reis gelegt und wenn möglich mit etwas Fisch gespickt. Unter der landbautreibenden Bevölkerung und den ärmern Klassen ist der Reis jedoch vielfach vertreten durch die billigern Kassaven (Maniok) und die Bataten *(sweet potatoes)*, zwei Stärkemehl haltende Knollengewächse, die sowohl von Liberianern als Eingebornen häufig angebaut werden.

Da Liberia wegen Mangel an geeignetem Futter kein *Rindvieh* — einige Kühe in Monrovia und andern grössern Küstenplätzen ausgenommen — und auch nicht viele Schafe und Ziegen besitzt, so sind Fleisch und Milch auf einer liberianischen Tafel seltene Artikel. Die ziemlich zahlreich in halb verwildertem Zustande herumlaufenden *Schweine* liefern ein Fleisch, das in diesem heissen Klima allgemein als für zu hitzig und für die Gesundheit nachtheilig angesehen wird. Wohl häufiger als das Fleisch dieser genannten Thiere ist Antilopen- und Wildschweinefleisch und anderes Wildpret, mit dem der Liberianer nicht allzu wählerisch ist, da er gelegentlich selbst vor einem Affenbraten nicht zurückschreckt. Hühner und Hühnereier sind nicht selten, ebensowenig zu gewissen Jahreszeiten — November bis Januar — die im Lande an der Küste ausgegrabenen Eier der Seeschildkröten. Alle Speisen werden nach Negerart mit spanischem Pfeffer stark gewürzt.

Als angenehme Erfrischungen sind die verschiedenen *Baumfrüchte* zu erwähnen, worunter Bananen, Orangen und Limonen, Mangopflaumen, der sog. *sour-sop (Anona muricata)*, die Guaven *(Psidium pyriferum)*, während die gurkenähnliche Frucht des Melonenbaums *(Cariba papaya)*, in halbreifem Zustande gekocht, ein gutes Gemüse liefert, das in einem gemüsearmen Lande wie Liberia nicht hoch genug zu schätzen ist.*) Auch darf die herrliche Ananas,

*) Kohl und Bohnen sind ungefähr die einzig vorkommenden europäischen Gemüse, die, obschon sie in der Regenzeit gut gedeihen, doch nur vereinzelt angetroffen werden.

die stellenweise in dichten Beständen wild wächst, nicht vergessen werden.

Das Hauptgetränk bildet neben dem Wasser der *Kaffee,* der aus Mangel an Milch gewöhnlich schwarz, mit oder ohne Zucker, getrunken wird, und der dort noch echt, ohne alle die tausenderlei Surrogate, wie sie in Europa Mode sind, getrunken wird. Anderweitige Getränke sind das aus Brodhefe und einem Dekokt von Ingwer bereitete, angenehm schmeckende *Ingwerbier* (Ginger-bier) und, nebst den schon erwähnten Spirituosen (Gin und Rum), der meist durch Eingeborne gewonnene *Palmwein.* — Alles zusammengenommen, ist die Ernährung der Liberianer, wenigstens der mittlern und ärmern Klasse, herzlich schlecht, und es kann, da gewöhnlich irgend ein einziges der aufgezählten Hauptgerichte eine ganze Mahlzeit ausmacht, von der Zusammenstellung eines liberianischen Menu nicht wohl die Rede sein.

Ebenso einfach und dürftig, als Wohnung und Nahrung des Liberianer ist auch ihre *Kleidung.* Die Männer unter der Landbevölkerung tragen gewöhnlich Hose, Weste und Jacke von blauem Baumwollenzeug, mitunter auch alte Kleider, die sie gelegentlich an Bord der englischen Postdampfer kaufen und die mit der Zeit eine reichhaltige Musterkarte von zusammengesetzten Lappen in allen erdenklichen Qualitäten und Farben bilden. Auf dem Kopfe tragen sie einen Strohhut oder einen schwarzen, weichen Filzhut und gehen, wenigstens wenn sie zu Hause oder in der Farm sind, häufig barfuss. Nicht besser als die Männer sind durchschnittlich die Frauen gekleidet, so dass diese im Ganzen während der Wochentage auf den Europäer einen nichts weniger als günstigen Eindruck machen. Reinlichkeit gehört keineswegs zu den Kardinaltugenden der liberianischen Ansiedler und ihrer Familien; das sieht man an ihren Wohnungen, ihren Mahlzeiten, ihrem Körper und an ihrer Kleidung, so dass sie sich auch in dieser Hinsicht unvortheilhaft vor den Eingebornen auszeichnen. An Sonn- und Festtagen ist dies gewöhnlich anders. Die Leute, ganz besonders aber die Frauen und Töchter, gefallen sich dann in ihrem besten Sonntagsstaat, und darin übertreffen sie nicht nur ihre eingebornen Schwestern, sondern selbst die Frauen des Nachbarstaates Sierra Leone.

Die Bodenkultur der Liberianer richtet sich in erster Linie auf den Anbau von Lebensmitteln, doch wird sie bei Weitem nicht in dem Grade betrieben, dass sie die Bedürfnisse zu decken vermag. Wie schon erwähnt, erhält jeder Staatsbürger eine grosse Parzelle Land zu freier Verfügung. Hier baut er sich ein Haus oder eine Hütte und pflanzt vorerst seine nöthigsten Lebensmittel, vorzüglich

Bataten *(sweet potatoes)*, seltener Maniok (Cassaven), beide auf dieselbe Weise wie die Eingebornen. Den Reis, sein Hauptnahrungsmittel, den er ebensogut als die Eingebornen selbst pflanzen könnte, bezieht er, wenn möglich, von diesen oder kauft, wenn dies nicht möglich ist, importirten — meist ostindischen — Reis in den Faktoreien. Nur selten wird in der Nähe der Wohnung etwas Kohl gepflanzt, und ebensowenig als Gemüsegärten darf man vor den Häusern einige Blumenbeete suchen.

Es ist schade, dass Liberia, dessen Grundgebiet die Bevölkerung hinlänglich ernähren könnte, seine volkswirthschaftlichen Interessen nicht besser begreift und zu wahren versteht. So wie jetzt die Zustände liegen, gehen jährlich grosse Summen, um von andern Lebensmitteln nicht zu sprechen, allein für Reis ausser Landes, der doch dort verzüglich gedeiht und mit Leichtigkeit auf solch ausgedehnte Weise gebaut werden könnte, dass er nicht nur den eigenen Bedarf decken, sondern selbst einen Exportartikel bilden würde. Ebenso günstig als für den Reisbau ist das Land auch für die Baumwollenkultur, denn die von den Eingebornen gepflanzte und zu Geweben verarbeitete Baumwolle steht qualitativ jedenfalls hinter der amerikanischen nicht zurück.

Soweit der Farmer seinen Grundbesitz nicht zum Anbau von Bataten nöthig hat, bepflanzt er ihn nach und nach mit *Kaffeebäumen* oder, wenn auch sehr selten, mit *Zuckerrohr*. Es ist dem armen Manne — und Farmer sind nicht reich — ohne Kapital nicht möglich, seine ganze Farm auf einmal zu bepflanzen, und da die Kaffebäume erst nach vier Jahren die ersten Früchte tragen und erst nach sechs Jahren volle Ernte liefern, so ist er anfänglich übel genug daran. Daher auch die Kredite, die den Farmern von den weissen Handelsagenten bewilligt und dann oft auf die leichtfertigste Weise missbraucht werden. Auch ist das Farmen keine leichte Sache, sondern im Gegentheil ein recht mühsames und zeitraubendes Geschäft, da der eigene Reichthum des Bodens eine ungemein üppige Vegetation hervorbringt, die an sich selbst schon ein mächtiges Hinderniss für das Aufwachsen und Gedeihen der mühsam angelegten Pflanzungen bildet. Die zweite im Grossen angebaute Kulturpflanze ist das schon erwähnte *Zuckerrohr*, das dort vorzüglich gedeiht und gute Ernten liefert. Da aber sowohl die Einrichtungen zur Zuckergewinnung als zur Rumbereitung in Liberia wegen der beschränkten Mittel noch sehr primitiv sind, so liefert dieser Kulturzweig nicht den Ertrag, den er eigentlich könnte, und darum hat der Anbau von Zuckerrohr in neuerer Zeit mehr und mehr der überhandnehmenden, einträglichern Kaffeekultur das Feld räumen

müssen. Der Zucker wird in unraffinirtem Zustande als sog. brauner Zucker, und zwar fast ausschliesslich im Lande selbst, verkauft, und nur sehr wenig wird nach Amerika ausgeführt. Der Bedarf im Lande selbst wird jedoch durch die eigene Produktion lange nicht gedeckt. Die Rumfabrikation in den mit den Zuckersiedereien in Verbindung stehenden Brennereien ist unbedeutend, so dass ihr Produkt vollständig verschwindet gegenüber den Massen von Spirituosen, die jährlich in Liberia importirt werden.

Die grössten und schönsten Zuckerplantagen und damit verbundenen Siedereien und Rumbrennereien findet man längs den Ufern des St. Paulsflusses westlich von Monrovia, wo auch die besten Kaffeefarmen des Landes sich befinden. Die Eigenthümer dieser Plantagen wohnen grösstentheils auf ihnen selbst, theils aber auch in Monrovia. Letztere besuchen ihre Farmen gewöhnlich nur zur Zeit der grössten Arbeiten, besonders der Ernte und wohnen während dieses Aufenthalts in dem auf jeder Farm stehenden Häuschen. In der Zwischenzeit wird dasselbe, sowie die Obhut der Farm und die Leitung der Arbeiten einem bestellten ständigen Aufseher überlassen.

Die Qualität des Liberiakaffees wird als eine vorzügliche gerühmt, was auch schon der Preis desselben andeutet. Das englische Pfund gereinigten und getrockneten Kaffees wurde den Produzenten letztes Jahr in den Faktoreien in Monrovia mit 20 Dollarcents (1 Frank) in Tauschwaaren, und mit etwas weniger in Baar bezahlt. Hätten aber die Liberianischen Farmer über mehr Kapital zu verfügen, so dass sie den Kaffee vor dem Reinigen wenigstens ein Jahr lang auf Hürden im Schatten in seiner eigenen Samenhülle — einer harten, kirschengrossen, rothen Beere — liegen lassen könnten, statt ihn auf die schnellst mögliche Manier künstlich zu trocknen, so würde demselben eine schöne Zukunft bevorstehen.

Schade ist es immerhin, dass der lohnenden Kaffeekultur, zu der sich der Boden Liberias vorzüglich eignet, und die dem Lande Schätze einbringen könnte, nicht mehr Aufmerksamkeit und Eifer zugewendet wird. Dies liegt nun freilich zum grössten Theil an dem Charakter der Einwohner selbst. Der Neger hat keine Liebe zur Arbeit als solche und findet daher in ihren Erfolgen auch keine rechte Befriedigung, eben weil sie durch seine Arbeit erreicht sind — er möchte sie lieber geschenkt, als errungen. Diese Thatsache ist ein verhängnissvoller Hemmschuh für liberianische Kulturfortschritte. Dem Neger geht die Energie und Zähigkeit eines deutschen Hinterwäldlers gänzlich ab, er besitzt selten Muth und

Ausdauer genug, sich während vier Jahren an einer Farm abzuplagen, ohne direkte Erfolge zu ernten, und so lässt er gewöhnlich einen schönen Theil seines Grundbesitzes unbebaut. Der Farmer arbeitet gewöhnlich mit den schon erwähnten *„boys“* und gemietheten eingebornen Arbeitern, hie und da auch mit Sklaven eines eingebornen Fürsten, den er mit allerlei Tauschwaaren für die gelieferten Arbeitskräfte entschädigt. Der Arbeitslohn für freie Arbeiter beträgt in der Regel per Tag ausser der einfachen Kost einen Shilling, wird aber selten in *„cash“*, sondern fast ohne Ausnahme in Handelsartikeln, vorzüglich Tabak und Baumwollenzeugen, entrichtet, woran der Farmer auch wieder seinen Profit macht. Es braucht sich nach all dem Gesagten Niemand zu verwundern, wenn es mit dem liberianischen Farmerstande nicht recht vorwärts, ja nur gar zu oft auf bedenkliche Weise rückwärts geht. In der Regel arm aus Amerika herübergekommen, besitzt er nichts um anzufangen, stürzt sich, wenn ihm dies ermöglicht wird, in Schulden und kann, da es ihm an der nöthigen Energie gebricht, sich nicht aus denselhen herausarbeiten. Freilich geht es nicht Allen so. Obwohl der *Sparsamkeitssinn* ebensowenig in der schwarzen Rasse zu sitzen scheint, als das *Blicken in die Zukunft,* so gibt es doch immer noch Ausnahmen, die sich mit Energie, durch Umsicht und Sparsamkeit aus der Armuth emporzuarbeiten wissen, bis sie sich das unbeschränkte Vertrauen der weissen Handelsagenten erworben haben und sich zusehends in dem Verhältniss bereichern, als ihnen mehr Hülfsmittel zu Gebote stehen.

Schon lange haben umsichtige, unternehmungslustige Europäer mit der liberianischen Regierung unterhandelt, um von ihr einen bedeutenden Landeskomplex zum Zwecke der Kaffeekultur im Grossen pachtweise unter genügender Garantie für eine Reihe von Jahren zu erwerben. Bis dahin sind aber sämmtliche derartigen Versuche an dem Misstrauen der Regierung oder aber an den unverschämt hoch berechneten Pachtpreisen gescheitert. Liberia fürchtet eben, dass, wenn es einmal einen Finger biete, man bald die ganze Hand haben würde — und dann könnte ja einmal ein Weisser in ihrem Lande reich werden!

Es ist diese Zurückhaltung Liberias in seinem eigenen Interesse aufrichtig zu bedauern. Würde doch durch dergleichen Unternehmungen mit genügenden Geldmitteln sich für den Staat sowohl, als auch für Privaten ein grosser materieller Nutzen ergeben, und dürfte überdies eine rationell geführte Musterplantage auch für liberianische Farmer sehr anregend wirken und so auf verschiedene Weise dem Lande Segen spenden!

Dass Liberia so gut wie keinen Viehstand besitze, ist bereits gesagt. Obschon hinten in der Mandingo-Ebene zahlreiche Pferde vorkommen, fehlen doch sowohl Pferde als Esel dem Küstenstriche gänzlich, und der Viehstand beschränkt sich auf einige Kühe, die man in verschiedenen grössern Küstenplätzen antrifft. Dieser Mangel an Rindvieh ist wohl grösstentheils dem Mangel an geeignetem Futter zuzuschreiben. Durch Kunstfutter wäre freilich dem Uebelstande leicht abzuhelfen; doch damit lässt sich Niemand ein, und das harte, trockene Gras der Steppen ist als Viehfutter nicht zu verwenden. Das liberianische Rindvieh gehört einem sehr schönen Schlage an. Es ist nicht besonders gross, aber sehr gedrungen gebaut, kurzbeinig, mit leichtem Kopf und kleinen, zierlich geschwungenen Hörnern, von Farbe graubraun mit hellerm Rückenstrich und erinnert am besten an das Grauvieh in der Schweiz. Das Rindvieh der Mandingoebene hingegen, das in frühern, bessern Jahren, wie auch Pferde und Schafe, zahlreich auf den Markt nach Monrovia gebracht wurde, ist bedeutend grösser und stärker, mit durchgehends rother Farbe und langgehörnt, wie das Sierra-Leone-Vieh. Ziegen kommen etwas zahlreicher vor. Auch diese sind kurzbeinig, von gedrungenem Körperbau und geben gewöhnlich wenig Milch. Schafe finden sich an der Küste selten und sind, wie auch im Innern des Landes, glatthaarig. Ueber die Schweine, die einer nicht sehr grossen, schwarzen Rasse, wahrscheinlich aus Amerika eingeführt, angehören, ist das Nöthige bereits früher gesagt.

Dieser fast absolute Mangel an jeglichem Viehstand ist mit ein Grund, dass das *Leben in Liberia* schlecht und dabei sehr theuer ist. Frisches Rindfleisch ist nur in höchst seltenen Fällen erhältlich, und man ist daher genöthigt, entweder auf Fleischspeisen zu verzichten, was bei dem Mangel an vegetabilischen Lebensmitteln schlecht möglich ist, oder aber sich mit amerikanischem Ochsenfleisch und australischem Schaffleisch, in Blechbüchsen konservirt, mit Schinken und Salzfleisch zu versehen, das zu hohen Preisen in den verschiedenen Faktoreien verkauft wird. Was für ein Unterschied zwischen einem Markt in *Freetown* (Sierra Leone) und in *Monrovia!* In Freetown werden alle Morgen in der Frühe fette Ochsen, Schafe und Schweine geschlachtet, und schon bei Sonnenaufgang hat sich Jedermann mit dem nöthigen Tagesbedarf an Fleisch, das trotz seiner Güte sehr billig ist, versehen. Ebenso ist auch der Fischmarkt alle Morgen reich besetzt, und man kauft sich bei grosser Auswahl das Nöthige zu sehr billigem Preise ein. In der grossen, mit Steinen gepflasterten, sehr kühlen Markthalle, wo täglich Gemüse- und Obstmarkt gehalten wird, wimmelt es den

ganzen Tag von Verkäuferinnen und Kauflustigen. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich auf meiner Rückreise von Liberia in Freetown, um mich der glühenden Sonnenhitze, in den mit rothem Staub bedeckten Strassen zu entziehen, in den kühlen Schatten der riesigen Markthalle trat und mit einemmale ein Bild vor Augen hatte, das ich mir während meines $2^1/_2$ jährigen Aufenthalts in Liberia nie hätte träumen lassen. In langen Reihen sassen oder standen die Verkäuferinnen, worunter viele wohlproportionirte Gestalten mit regelmässigen, angenehmen, oft sogar schönen Gesichtszügen. Weitaus die Mehrzahl derselben ist gekleidet in den für die Sierre-Leone-Frauen eigenthümlichen, wie für das Tropenklima geschaffenen langen Talar von leichtem, blauem Baumwollenzeug, der vom Halse bis zu den nackten Füssen reicht und um die Lenden von einem Gürtel aus demselben Stoffe zusammengehalten wird. Um den Kopf wird ein leichtes Tuch gewunden. Jede der Verkäuferinnen sucht die vor ihr auf langen Tischen liegenden Gemüse, Früchte etc. auf bestmögliche Weise anzupreisen und die vorbeigehenden Besucher zum Kaufe ihrer im allgemeinen sehr billigen Waaren einzuladen. Man findet in dieser Halle denn auch alles beisammen, was nur von der üppigsten Tropenvegetation verlangt werden kann, und es bot sich mir eine Fülle von aus allen Tropenländern zusammengewürfelten, hier angebauten Produkten der Pflanzenwelt, die ich zum Theil kaum dem Namen nach kannte, geschweige denn in dem noch südlicher gelegenen Liberia jemals gesehen hatte. In buntem, malerischen Durcheinander findet man hier die schönen, rothgelben Orangen, die sauren, orangenähnlichen, aber kleinern Limonen, die grossen länglichen Citronen, die kleinen Aepfeln nicht unähnlichen Guaven *(Psidium pyriferum)*, Feigen, die riesigen Pfirsichen gleichenden, süssen, schwach nach Terpentin schmeckenden Mangopflaumen, die unförmlichen, kindskopfgrossen saftstrotzenden „*sour sops*“ *(Anona muricata)*, die angenehm schmeckenden „*alligator-pears*“ *(Persea gratissima)*, die stattliche Brodfrucht *(Artocarpus indica)*, ganze Stapel von Kokosnüssen mit der erfrischenden, in ihren harten Kernen enthaltenen Kokosmilch, die fettglänzenden, mennigrothen Nüsse der Oelpalme *(Elacis guineensis)*, ganze Trauben von herrlichen Pisangfrüchten und Bananen *(Musa paradisiaca* und *Musa sapientum)*, herrliche Wassermelonen, Flaschenkürbisse, ganze Körbe voll ölhaltiger Erdnüsse *(Arachis hypogaea)*, Kaffee, in seiner kirschrothen Fruchthülle und gesäubert, die gelben, gurkenähnlichen Früchte des Kakaobaums *(Theobroma Cacao)*, die ebenfalls gurkengleichen Früchte des schönen, palmenähnlichen Melonenbaums *(papaw's, Carica papaya)*, Berge von verlockenden, erdbeer-

duftenden Ananassen, hölzerne Schüsseln voll kleiner Zwiebeln *(Challots)*, andere voll spanischen Pfeffer in Schoten und Körnern, kleine Quantitäten von Gewürznelken, Körbe voll schöner, rother Tomaten und die weissen Früchte der Eierpflanzen *(Garden-eggs; Solanum melongena)*, beide zur Bereitung von Saucen verwendet, an Körnerfrüchten Reis und Mais; ferner Massen von Knollengewächsen, wie Bataten *(sweet potatoes, Batatas edulis)* und Kassaven oder Maniok *(Manihot utilissima)*, *Eddoes* (die Knollen einer Aroidee, *Colocasia esculenta)*, die armlangen und armsdicken Wurzelknollen des *Arrow-root (Maranta arundinacea, L.)*, die grosse Yamswurzel *(Dioscorea)*; daneben frischer Kohl, Radieschen, Bohnen, die kühlenden, fieberstillenden angenehm säuerlichen Schoten der Tamarinde, Ingwer, selbstbereitetes Ingwerbier, Syrup, Palmwein, Palmöl, Melasse, Zuckerrohr. Denkt man sich zu dieser bunten Mannigfaltigkeit von Produkten, an der sich das staunende Auge des Besuchers weidet, noch die verschiedenen Stammestypen und Nüancen in der Hautfarbe, welche diese aus zahllosen Völkerschaften zusammengesetzte Bevölkerung von Sierra Leone bietet, und das babylonische Sprachgewirr, das die grosse Zahl von oft grundverschiedenen Mundarten bietet, in der sich die verschiedenen Verkäuferinnen unterhalten, untermischt mit dem als Umgangssprache üblichen, eigenthümlich gefärbten Sierra-Leone-Englisch, dann bekommt man ein schwaches Bild von dem Treiben und der reichen Mannigfaltigkeit auf dem Gemüsemarkte in Freetown.

Wie arm musste mir nun hintendrein der Markt in Monrovia, der übrigens nur alle Samstage abgehalten wird, erscheinen! Dort findet man am Ufer des Messurado-Rivers zerstreut, an den Landungsplätzen der Kanoes, unter einigen grossen Woll- (Bombax) bäumen und an den Mauern einiger Häuser niedergekauerte schmutzige Kongoweiber mit Körben voll Bataten, Cassaven, einigen Bananen, oft auch einige Orangen, etwas Kohl, zur Seltenheit auch eine Schüssel mit grünen Bohnen, einige Flaschen Ingwerbier und ein Korb mit Ingwerbrödchen, ein paar Flaschen Palmöl und manchmal auch Palmwein, einige Maiskolben und einen Topf voll Zuckermelasse. Ueberall herrscht die grösste Unsauberkeit, die in den Kanoes der Fischerleute, welche ihren nächtlichen Fang zum Kaufe anbieten, ihren Höhepunkt erreicht. Um das Nöthige einzukaufen, bedient man sich in Liberia noch fast allgemein von Tauschwaaren als Zahlmittel, wobei besonders der Tabak (ein Blatt repräsentirt den Werth von 2 Dollarcents) eine grosse Rolle spielt. In Sierra Leone hingegen wird überall mit baarem Gelde bezahlt. Ueberhaupt gibt eine Vergleichung zwischen diesen beiden Städten zu

ernsten Betrachtungen Anlass. Wohl hat Monrovia den Vorzug einer gesunderen, kühleren und schöneren Lage, wohl wandelt es sich besser in seinen mit Gras bewachsenen, breiten, geradlinigen Strassen und breiten Trottoirs, als in den glühenden, staubbedeckten Strassen von Sierra Leone, und macht überhaupt die Stadt in ihrem Rahmen von ewigem Grün, von schattenspendenden Mangobäumen, ihren Kokospalmen und den mit Gebüsch bewachsenen leeren Parzellen einen wohlthuenderen Eindruck, als das baum- und schattenlose Freetown, auf das, weil es an dem Südabhang eines Bergzuges gelegen ist, die Sonne mit mörderischer Glut niederbrennt. Dafür hat Freetown gute, fahrbare, wenn auch etwas steile Fahrstrassen, eine das ganze Jahr durch laufende Wasserleitung aus dem Gebirge, mit vorzüglichem, kaltem Trinkwasser, gut erhaltene, wenn auch nicht gerade schöne, öffentliche und Privatbauten, luftige Schulhäuser, und eine stramme, vorzügliche Polizei. In Freetown findet man, was man in ganz Liberia vergeblich sucht, auf den gut unterhaltenen Strassen Pferde und Wagen, Esel und Zugochsen, während man sich in Liberia, ja selbst in Monrovia, der eingebornen Neger als Lastträger bedienen muss.

Ueberhaupt spielen die *Träger* in Liberia, wie fast überall im westlichen Afrika, wegen der geringen Befahrbarkeit der Wasserläufe und dem gänzlichen Mangel an Lastthieren eine wichtige Rolle. Ueber die Mühseligkeiten und oft geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche dieser mühsame Gütertransport auf dem Rücken der Neger mit sich bringt, wissen sämmtliche Afrikareisende so viel zu berichten, dass ich mich hier weiterer Auseinandersetzungen füglich enthalten darf. Die Wasserläufe, die nur selten und auf ganz kurze Strecken mit Booten, meist aber mit den landesüblichen Kanoes (Einbäumen) befahren werden, bilden die einzigen praktikabeln Verkehrswege Liberias, die überdies, wegen des kurzen Unterlaufes und des von Barren durchsetzten Mittellaufes der meisten Flüsse nur auf kleine Strecken ins Land hineinreichen. Das ganze weitere Innere des Landes aber ist, einige Ausnahmen abgerechnet, für Handel und Verkehr ein «*noli me tangere*» geblieben."

Bis dahin ist der *Handel* auf der ganzen liberianischen Küste fast ausnahmslos ein Eintauschen von Landesprodukten gegen Importartikel gewesen, so dass in diesem Lande verhältnissmässig nur wenig Baargeld und Papier in Umsatz kam. Nur in Monrovia mit seinem bedeutenden Beamtenstande zirkulirt ziemlich viel gemünztes und Papiergeld, von welch' Letzterem jedoch gegenwärtig in den Faktoreien jeweilen nur so viel angenommen wird, dass die

Ein- und Ausgangszölle dem Staat bezahlt werden können, soweit diese nicht — nach neueren Verordnungen — in englischem oder amerikanischem gemünztem Golde entrichtet werden müssen. Der Handel mit Liberia ruht schon seit langer Zeit fast ausschliesslich in den Händen dreier ausländischer Handelsfirmen, einer holländischen *(Hendrik Müller & Co. in Rotterdam)* einer deutschen *(E. Woermann in Hamburg)* und einer amerikanischen *(Yates & Porterfield in New-York)*, welche alle ihren Verkehr durch eigene Dampf- und Segelschiffe vermitteln. Die zwei erstgenannten Firmen haben an allen fünf offenen Hafenplätzen Liberias feste Faktoreien, während die New Yorker Firma, die ihre Artikel meist gegen Baar verkauft, ohne feste Faktoreien zu haben, durch ihre Kapitäne an jedem Hafenplatze anlegen und während der Haltezeit der Schiffe ihre Geschäfte abschliessen lässt. Die Abnehmer dieser amerikanischen Firma sind grösstentheils liberianische Kleinhändler *(shop-keepers)* und wohlhabendere Privatleute, welch' Letztere sich bei solchen Gelegenheiten hauptsächlich mit gesalzenen, trockenen und konservirten Lebensmitteln versehen. Nur einige wenige liberianische Firmen arbeiten mit eigenen Mitteln oder auch mit englischem Gelde und verschicken ihre Landesprodukte mit den englischen Postdampfern. Diese grossen Dampfboote, von denen alle Wochen je eines die liberianischen Küsten anläuft, gehören zwei englischen Gesellschaften, der «*African Steam-ship Company*» und der «*West-African Steam-Navigation Company*». Sie besuchen auf ihrer Fahrt längs der Westküste die Häfen von Monrovia, Grand Bassa, Sinoe und Cap Palmas und vermitteln gleichzeitig den Postdienst zwischen Liberia und der gesammten Aussenwelt via Liverpool. Da diese Dampfer jedoch in den betreffenden Häfen nicht immer Fracht genug finden, die das regelmässige Einlaufen lohnt, so wurde in jüngster Zeit Monrovia, das nie besonders viel Fracht geliefert hatte, aus dem Fahrplan der beiden Dampferlinien gestrichen, und die Boote legen nur an, wenn sie auf der Hinreise genügend Fracht zu löschen haben und auf der Rückreise, wenn sie ein genügendes Quantum (über £. 20 Werth) Landesprodukte einzunehmen erwartet, um den Aufenthalt, den das Einlaufen verursacht, lohnend zu machen. Auch Sinoe wird hin und wieder, wenn auch seltener, vorbeigelaufen, sehr selten auch Cap Palmas, und nur in Grand Bassa, der Handelsmetropole Liberias, legen alle Dampfer an.

Für die Besorgung der Briefpost geniessen diese Dampferlinien die Vergünstigung von Seiten Liberias, kein Ankergeld bezahlen zu müssen. Wenn die Dampfboote einige Stunden liegen bleiben, entwickelt sich sogleich zwischen ihnen, die wenigstens eine Seemeile

vom Strande entfernt liegen bleiben, und der Küste ein lebhafter Verkehr von Kanoes und schweren Ruderbooten, welche letztere die zu verschiffenden Waaren an Bord bringen. Es herrscht dann an Bord der schwarzen Kolosse ein ungemein bewegtes Leben. Ohne Unterbrechung hört man das Rasseln der Dampfkrahnen, die, bedient von lärmenden, rührigen Kru-Negern, die Säcke mit Palmkernen und Fässer voll Palmöl aus den längsseitliegenden Booten an Deck schaffen, und bald ist dieses derart mit Landesprodukten und damit beschäftigten Leuten angefüllt, dass man oft Mühe hat, sich durch das Chaos einen Weg zu bahnen. Vornunten aber in den Logis der Matrosen geht es nicht weniger hitzig zu. Es halten nämlich Verschiedene unter den Mannschaften, besonders die Quartiermeister auf eigene Rechnung kleine Verkaufsmagazine, wo man gegen Baarzahlung gemachte Kleidungsstücke, Wäsche und andere Toilettenartikel und eine Masse Quincailleriewaaren etc. kaufen kann. Da diese Artikel, weil nicht gelandet, keinem Eingangszoll unterworfen sind, und überdies auch keine Transport und Lizenzgebühren bezahlen, so kommen die Preise derselben bedeutend niedriger zu stehen, als in den Faktoreien. Auch allerlei Lebensmittel werden durch die Liberianer an Bord der Dampfer von dem *Chief steward* gekauft, wie Kartoffeln *(Irish potatoes)*, Zwiebeln von Madeira, kondensirte Milch, frische Butter in Blechbüchsen, Schinken und konservirtes Fleisch, nebst vielem Andern. Alles das wird von den Käufern, ohne von der Douane belästigt zu werden, an Land gebracht.

Ausser den schon genannten Schiffen ist noch eine grosse Zahl von kleinern Küstenfahrzeugen thätig, um den Verkehr längs der Küste zwischen den verschiedenen Niederlassungen und Handelsstationen zu vermitteln; nichtsdestoweniger sieht es in den Liberianischen Hafenplätzen gewöhnlich recht einsam aus.

Die wichtigsten zur Ausfuhr kommenden Landesprodukte sind *Palmöl* und *Palmkerne*, beide aus den Früchten der Oelpalme *(Elaeis guineensis)* gewonnen. Beide werden ausschliesslich durch die Eingebornen in den Handel gebracht, stehen aber an Güte weit hinter denjenigen der südlicher gelegenen Küstengebiete zurück, so dass ihr Preis durchwegs um 20% niedriger steht, als derjenigen aus den Kalaber- und Kamerun-Gegenden. In Grand Cap Mount und Monrovia kommt das Palmöl in flüssiger, in Grand Bassa aber in fester Form in den Handel, indem es dort, zu festen Klötzen eingedickt, in den sog. «*King-jars*,» d. h. in aus Palmblättern geflochtenen und mit Bananenblättern gefütterten Tragkörben nach den Faktoreien gebracht wird.

BIBLIOTHEK der E. T. H. ZÜRICH

Ein anderes, ebenfalls durch die Eingebornen bereitetes vegetabilisches Produkt ist der *Kautschuk,* der eingedickte Milchsaft einiger Ficusarten und Lianen *(Landolphia),* der in der Form von faustgrossen Ballen in den Handel kommt. Schade nur, dass die lohnende Kautschukbereitung nicht rationeller und auf ausgedehntere Weise betrieben wird, als dies wirklich geschieht. Material ist in den Urwäldern genug vorhanden, denn ich fand sowohl den kautschukliefernden Ficus als auch die Landolphia auf meinen Streifzügen in Menge.

Zur Ausfuhr kommt ferner, obwohl in geringen Quantitäten, *Rothholz,* engl. *Cam-wood* das von einer in den Wäldern wachsenden Cæsalpinia *(Baphia nitida)* herstammt, und, von der gröbsten Rinde befreit, durch die Eingebornen nach dem Gewicht verkauft wird. — Die ebenfalls von den Eingebornen gesammelten und in den Handel gebrachten, giftigen *Kalabarbohnen* sind die Früchte einer zu den Papilionaceen gehörenden, in den Wäldern wachsenden Schlingpflanze *(Physostigma venenosum Balf.)* Sie werden im Inlande als Gift bei den Gottesurtheilen angewendet.

Dies sind sämmtliche zur Ausfuhr gelangenden Produkte der Pflanzenwelt, die nicht auf dem Wege der Kultur erzielt werden. Das weiter südwärts exportirte Ebenholz scheint in Liberia nicht vorzukommen.

Hieran reihen sich die durch Anbau hervorgebrachten Exportartikel, welche ausschliesslich durch liberianische Farmer produzirt werden. Unter diesen spielt gegenwärtig nur der *Kaffee* eine bedeutende Rolle, an diesen reiht sich der *Rohzucker (brown sugar)* der jedoch, wie schon früher gesagt, als Ausfuhrartikel blos einen untergeordneten Rang einnimmt, und der *Ingwer (engl. ginger),* von dem jedoch nur verschwindend kleine Quantitäten exportirt werden. Ebenso ist der Export von *Erdmandeln (ground-nuts)* von denen aus Sierra Leone grosse Massen in den Handel kommen, kaum nennenswerth.

Das Thierreich liefert nur geringe Quantitäten von *Elfenbein,* da die Elephanten aus den Küstengegenden bis weit in's Innere zurückgedrängt sind. Der Preis der Elephantenzähne, die nach dem Gewicht verkauft werden, ist nach der Grösse derselben sehr verschieden, da grosse Exemplare weit mehr per Pfund aufbringen, als kleinere. *Thierhäute* werden aus Liberia nicht ausgeführt, ebensowenig *lebende Thiere,* die weiter unten an der Küste einen so beliebten Handelsartikel bilden. Auch Wachs kommt nicht zur Ausfuhr, obwohl die Urwälder des Hinterlandes reich an wilden Bienenschwärmen sind.

Weit mannigfaltiger als die zur Ausfuhr gelangenden Landesprodukte sind die *Importartikel,* so dass man beim Betreten eines Verkaufsmagazins in den Faktoreien sich in einen reichen Bazar versetzt

sieht, wo alle möglichen, zum grossen Theil hier nicht erwarteten europäischen Handelsartikel in malerischem Durcheinander die lüsternen Blicke der Neger auf sich ziehen und eine Auswahl in vielen Fällen äusserst schwer machen.

Unter der Gruppe der importirten Lebensmittel nimmt der Reis die erste Stelle ein. Ihm folgen Mehl in Fässern, trockene Erbsen und braune Bohnen, Salzfleisch in Fässern, geräucherter Schinken, Konserven aller Art in zugelötheten Blechbüchsen, besonders Schaf- und Ochsenfleisch, Sardinen, Gemüse und Chamer Milch und frische Butter, die jedoch beim Oeffnen der Büchsen unter dem Einfluss der Wärme gewöhnlich schmilzt, und animalisches Fett zur Bereitung der Speisen.

Eine besonders grosse Rolle spielen die *Genussmittel*, wie Rum, Gin (Kornbranntwein) und andere Spirituosen. Weniger verkäuflich, weil zu theuer, sind Flaschenbier und Wein, besonders Bordeaux, Portwein, Sherry (Xeres) und Champagner. Tabak (in Blättern) ist ein ausserordentlich gesuchter Artikel und nimmt unter den Importwaaren eine der ersten Stellen ein. Man importirt ihn in riesigen Fässern, sog. «*hords-heads*». Je 6—12 Blätter sind an der Basis zusammengebunden und bilden ein «*head*»; 6 *heads* zusammen werden «*bar*» genannt. Das «*head*» sowohl als die «*bar*» bilden überall unter den Negern bekannte Kollektiveinheiten und vertreten die Stelle von Kleingeld. Ein einzelnes Blatt repräsentirt 2 Dollarcents, ein «*head*» gewöhnlich 10 Cents. Um bei der Auszahlung in «*heads*» nicht zu kurz zu kommen, machen Händler und Farmer dieselben kleiner d. h. sie reduziren sie auf 5 Blätter. Eine «*bar*» Tabak und eine oder mehrere Flaschen Rum sind da stets willkommene Geschenke des Weissen an den Negerfürsten.

Einen überaus grossen, reichhaltigen «*stock*» bilden die in allen Variationen vorhandenen *Ellenwaaren* und übrige Bekleidungsartikel. Viele der erstern sind extra für den afrikanischen Küstenhandel hergestellte Fabrikate von theilweise äusserst geringer Qualität, an denen oft die Appretur die Hauptsache ist. Von den Ellenwaaren sind die beliebtesten: blauer und weisser Kattun und bei den Eingebornen die in allen Farben und Mustern vorräthigen «*handkerchiefs*» (Taschentücher), die jedoch von ihnen ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet und als gewöhnlich einzigstes Kleidungsstück um die Hüften getragen werden. Wollstoffe, obwohl auch vorhanden, sind weniger begehrt, umsomehr aber fertige Herren- und Damenkleider und Wäsche, Hüte und Schuhwaaren von den gröbsten amerikanischen Arbeitsschuhen und -Stiefeln bis zu den feinsten Damenstiefeletten. Daneben findet man Spitzen, Vorhangstoffe,

Segelleinen und wollene Bettdecken, Foulards, Shawls, Handschuhe Regenschirme, besonders die dort so beliebten hellfarbigen En-tous-cas in Kattun, Wolle und Seide, und Spazierstöcke.

Sehr reich findet man auch die *Quincailleriewaaren* vertreten. Man darf jedoch durchaus nicht glauben, dass der Liberianeger der Jetztzeit mit den früher beliebten gewöhnlichen Glasperlen, Spiegelchen und anderm Tand, den Reisende oft massenhaft mitschleppen, sich abfertigen lässt. Im Gegentheil findet man in der Regel bei ihm eine gute Dosis klaren Verstand, praktischen Sinn und Vorliebe für das Solide und wirklich Werthvolle. So sind denn an die Stelle der Glasperlen, die gegenwärtig nur noch selten verlangt werden, die werthvollen, 2—3 cm langen Achatkorallen *(dandy-beads)* getreten, die der Neger durchschnittlich mit einem Shilling per Stück bezahlt und die im Innern überall zu diesem Preise an Geldesstatt angenommen werden.

An das Chaos von Quincailleriewaaren und Toilletenartikeln reihen sich reiche Sortimente von *Papeteriewaaren*, worunter selbst Lithographieen und Oleographieen in schweren Goldrahmen, grosse und kleine Spiegel, Toilettenspiegel, Hand- und Reisekoffer.

Ferner sind zu haben allerlei Möbelstücke, alle möglichen Töpferwaaren und feine Tafelbestecke, Küchengeräthe, unter denen gusseiserne Kochtöpfe, messingene Kessel *(brass kettles)* und ebensolche, sehr weite, flache Pfannen *(neptunes)* die bei der Salzbereitung — durch Abkochen von Seewasser — unter den Eingebornen sehr beliebt sind, alle nur wünschbaren eisernen Geräthe für Feld und Werkstatt, Stahl, Schmied- und Reifeisen, Kupfer- und Eisendraht, Lampen, Petroleum, irdene Tabakspfeiffen, bei den Eingebornen ebenfalls sehr beliebt, Seife, Kolonial- und Farbwaaren, etc. etc.

Einen sehr beliebten Artikel bilden die in dänischen, belgischen und englischen Fabriken aus alten, ausrangirten Perkussionsgewehren umgeänderten Steinschlossgewehre, Feuersteine und das deutsche, holländische und englische grobkörnige Schiesspulver, das eigens für den Küstenhandel fabrizirt wird und am besten gewöhnlichem Sprengpulver gleicht. Auch Säbel — alte europäische Kavalleriesäbel mit stählerner Scheide, Hack- oder Buschmesser *(cutlasses)*, Dolche, alte Hirschfänger und Taschenmesser, Näh- und andere Maschinen, Aexte, Sägen sind erhältlich, so dass man dort in einem einzigen „Store“ beinahe alles vereinigt findet, was man in Europa in den verschiedenartigsten Magazinen und Kaufläden vertheilt antrifft.

Der *Tauschhandel* — nur in der Residenz und in einigen grösseren Handelsplätzen spielt Baargeld einigermassen eine Rolle — bietet bei verschiedenen Unannehmlichkeiten den Vortheil, dass der Kauf-

mann sowohl an den Import- als an den Exportartikeln gewinnen kann. Es kommt jedoch gelegentlich auch vor, dass er Landesprodukte als Zahlungsmittel zu einem höheren Preise annimmt, als er sie in Europa wieder absetzen kann, wobei natürlicherweise der Verlust durch den Gewinn auf den Importwaaren getragen werden muss. Es lässt sich daher leicht begreifen, dass die Rechnungsführung in diesen hauptsächlich auf Tausch beruhenden Geschäften eine sehr werwickelte und oft recht mühsame ist und die jeweilige Inventarisirung der vorhandenen Waarenvorräthe viel zu schaffen gibt. — Wie schon früher bemerkt, waren die Ein- und Ausfuhrzölle und Handelslizenzen ursprünglich in liberianischem Papiergeld zu entrichten. Vor einigen Jahren nahmen die Kammern ein Gesetz an, laut welchem 10 % der Zölle in Metallgeld entrichtet werden mussten, und in jüngster Zeit haben die verschiedenen Geschäftsfirmen sämmtliche Eingangszölle für Spirituosen, Tabak und Cigarren, messingene Kessel und Schiesspulver in englischem Gold zu entrichten.

Es ist sehr zu bedauern, dass sich die schweizerische Industrie trotz allen Anstrengungen, auf der Westküste Afrikas ein ausgebreitetes Absatzgebiet zu gründen, in Liberia keines nennenswerthen Absatzes zu erfreuen hat. Die auf verschiedenen Gebieten dieser Küste so beliebten St. Galler „Negershawls“ sind, obschon in einigen Faktoreien vorhanden, nicht besonders beliebt, weil sie zu theuer bezahlt werden müssen. Auch die schweizerischen garngefärbten, karrirten Taschentücher, die von dem Kenner als bessere Waare geschätzt und darum gesucht waren, aber trotzdem keine höheren Preise erzielen konnten, haben eben aus diesem Grunde vor den billigeren, wenn auch schlechteren ausländischen Fabrikaten das Feld räumen müssen.

Die Zeuge müssen bei dem Eingebornen alle ihre bestimmten festen Preise haben, sonst glaubt er, dass der Faktorist ihn betrügen wolle. So bezahlt er für einen Yard Baumwollzeug oder ein Taschentuch einen Shilling, gleichviel ob die Waare gut oder schlecht sei, da er sich doch von der besseren Qualität einer theuren Sorte, so sehr ihm dies auch der Faktorist begreiflich zu machen sucht, schlecht überzeugen kann. Es liegt somit ganz in der Natur der Sache, dass der Kaufmann seinen schwarzen Gönnern möglichst billige Waare bietet; denn je billiger er einkauft, desto grösser ist selbstverständlich sein Gewinn.

Liberia ist am ersten April 1879 dem *internationalen Postverband* beigetreten und somit den Kulturstaaten der übrigen Welt um einen Schritt näher gerückt. Die Postverbindung, vermittelt durch die beiden früher erwähnten Dampferlinien via Liverpool, ist verhältnissmässig rasch, regelmäsig und sicher, so dass während meines dortigen

Aufenthalts in meiner Korrespondenz mit Europa kein einziger Brief seine Adresse verfehlte. Nur kommt es sehr oft vor, dass in Monrovia mehrere Dampfer hintereinander zur Ablieferung und Aufnahme der *Mail* nicht anlegen, da sie dazu keinerlei Verpflichtungen eingegangen sind. So kommt es denn, dass manchmal eine wochenlange Verzögerung in der Versendung und dem Empfang der Briefe entsteht. Nichts ist daher begreiflicher, als das Verlangen, mit dem man der Ankunft des ersehnteu «*Mailsteamers*» entgegensieht und die Enttäuschung, wenn der Langersehnte, endlich in Sicht gekommen, unnachsichtlich vorbeidampft. Ist aber einmal der Schuss gefallen, der das Ankern des Dampfers anzeigt, und ist es auch, was oft geschieht, mitten in der Nacht, dann eilt jeder, der noch Briefe zu besorgen hat, nach dem «*Postoffice*» um dieselben abzugeben. Mittlerweile ist auch der «*Mail-officer*» in seinem leichten Boote von Bord des Dampfers angekommen, übergiebt die „Mail" und nimmt den unterdessen bereit gemachten Briefsack in Empfang. Jedermann aber, der Briefe erwartet, bleibt in der geräumigen Vorhalle des Postgebäudes stehen, bis der Briefsack geöffnet ist und die Adressen auf den angekommenen Briefen abgelesen werden, um ja recht bald im Besitze der langersehnten Nachrichten zu sein. Dieses Verfahren ist auch durch den Umstand geboten, dass dort keine Postboten bestehen und in den meisten Fällen die nicht reklamirten Postsachen liegen bleiben. Die Verbindung der Postbureaux an den Hafenplätzen mit Orten, wo keine Dampfschiffe landen, ist sehr unsicher und geschieht in der Regel mit Booten, die zufällig nach solchen Plätzen hinfahren und aus Gefälligkeit die Briefe mitnehmen. Die Taxe von und nach Liberia beträgt für einen gewöhnlichen Brief von 15 Gramm 40 Centimes.

Die *politischen Beziehungen* Liberias mit der Aussenwelt sind zwar nicht sehr komplizirt, aber doch immerhin nennenswerth. Obschon Liberia durch seine Unabhängigkeitserklärung sich der Oberaufsicht seines Mutterstaates, der nordamerikanischen Republik, zu seinem eigenen Schaden entzogen hat, sind doch seine Beziehungen mit dem Mutterlande, eine mehrjährige Unterbrechung abgerechnet, stets freundlich geblieben, und hat Liberia heute noch den Vereinigten Staaten unendlich viel zu danken. Dieser letztere Staat lässt sich denn auch in Würdigung dieser intimen Beziehung in Liberia durch einen Gesandten vertreten, der den hohen Titel «*Minister Resident and Consul General of the U. S. A.*» führt und, wie auch die Vertreter verschiedener europäischer Mächte, in Monrovia seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. In seiner Abwesenheit fungirt ein «*Vice-Consul General*». Von europäischen Staaten sind in Liberia vertreten:

Holland durch den Hauptagenten der Firma H. Müller & Cie. in Rotterdam, Deutschland durch denjenigen der Firma Wœrmann in Hamburg, Dänemark und Belgien durch Liberianer. Die Flaggen aller dieser Nationalitäten, im Verein mit der liberianischen, die auf dem Hause des Präsidenten der Republik weht, verleihen dem malerischen Platze Monrovia noch einen weiteren Reiz.

Meine Mittheilungen sind zu Ende. Ich habe, ohne Voreingenommenheit für oder gegen Liberia, die Verhältnisse dieses Staates gezeichnet, wie sie sich mir eben anboten. Hintendrein will es mir nun freilich beinahe scheinen, als habe ich dieselben allzusehr „grau in grau“ ausgemalt. Wie oft hat nicht die Richterin „Geschichte“ in unsern hochzivilisirten europäischen Staaten eine verfehlte Administration aufzuweisen! Wo kommt heutzutage nicht Korruption in der Verwaltung vor, die der in Liberia beobachteten ebenbürtig zur Seite steht? Und ist der Jugendunterricht in Europa überall, wie er sein sollte?

Ueberdies sind wir nicht berechtigt, an die liberianischen Zustände denselben Massstab anzulegen, wie an die unsrigen, da dort ganz andere Faktoren in Betracht gezogen werden müssen. Wir dürfen nicht vergessen, dass die liberianische Republik durch gewesene Negersklaven gegründet ist und zum Theil noch gegenwärtig aus solchen besteht. Können wir ihnen, die den Weissen als Tyrannen anzusehen gewohnt sind, so sehr zürnen, wenn sie den so lange genährten Rassenhass auch auf Unschuldige übertragen und deren Einmengung in ihre Angelegenheiten mit Argwohn betrachten und möglichst fern zu halten suchen? Auch ist es etwas viel verlangt, wenn man von gewesenen Sklaven und sonst verwahrlosten Negern erwartet, dass sie sich mit einemmale selbst regieren können, und noch dazu in einer Staatsform, die höher entwickelten Völkern, als die Liberianer sind, von jeher viel zu schaffen gegeben hat.

Die Liberianer haben sich unstreitig zu früh emanzipirt, obwohl sich nicht leugnen lässt, dass damals obwaltende Umstände, die hier nicht erörtert werden können, sie einigermassen zu diesem Schritte gedrängt haben. Hervorragende umsichtige Männer, wie die beiden ersten Präsidenten Roberts und Benson waren — und ausnahmsweise gibt es auch gegenwärtig noch solche — dürften wohl im Stande sein, das Staatswesen wieder in bessere Bahnen zu lenken. Ihre Stimmen machen jedoch, so sehr ihnen auch für den Moment applaudirt wird, keinen bleibenden Eindruck, denn die grosse Masse ist blind für die Fragen der Zukunft, die sich nur

zu leicht zu Existenzfragen für den Freistaat gestalten dürften, und lebt sorglos in den Tag hinein. Die Begeisterung, welche die Republik in den ersten Jahren ihres Bestehens durchwehte, hat einer bedenklichen Lethargie Platz gemacht, und wenn gegenwärtig noch jeweilen am 26. Juli, dem festlich gefeierten Gedenktage der Unabhängigkeitserklärung, die Nationalhymne gesungen wird, dann klingen wie ein Nachhall aus hoffnungsvollen, längst entschwundenen Zeiten die begeisterten Worte des liberianischen Dichters *Teage:*

„All hail! Liberia, hail!
Arise and now prevail
O'er all thy foes;
In truth and righteousness,
In all the arts of peace,
Advance and still increase,
Tho' hosts oppose!"